Nr. 28. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 10. Juli 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: H. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Das Judengesetz.

(Zu seinem Geburtstage.)

Es war einmal ein Graf, welcher mit dem Juden Abraham innigst befreundet war, dem er alles anvertraute und den er liebte wie seine Seele. Eines Tages sprach er zu ihm: „Abraham, unserer Freundschaft fehlt der einzige Kitt, der Kitt der gemeinsamen Religion. Wolltest du dich noch zu der meinigen bekennen, dann wäre mein Glück vollkommen und unsere Freundschaft unzerstörbar!“ Bedächtig erwiderte Abraham: „Ich will, trotzdem meine Religion mir bis jetzt ausreichende Befriedigung gewährte, deinem Drängen nachgeben. Vorher jedoch laß mich die Stadt, von welcher deine Religion ihren Glanz erhält, aufsuchen; dort will ich die Quelle des Heils kennen lernen und mich von dem Vorzug überzeugen, den deine Religion vor der meinigen besitzt, und nach meiner Rückkehr soll uns auch diese Verschiedenheit nicht mehr trennen“. Mit innerem Widerstreben ließ der Graf den Freund ziehen, des Gedankens voll, daß, sobald dieser erst die Leiter seiner Religion kennen lernen würde, an einen Uebertritt nicht mehr zu denken sei. Der Freund blieb lange Zeit weg und ließ nichts mehr von sich hören. Als er heimkehrte, wagte der Graf nicht, ihn aufzusuchen, die Erzählungen fürchtend, welche er zu hören bekommen würde, bis der Freund ihn endlich rufen ließ und ihn also anredete: „Wie, solange ich noch Jude war, kannte deine Freundschaft keine Grenze, und nun, da auch auf religiösem Gebiete keine Verschiedenheit uns mehr trennt, bist du so abgekühlt?“ — — — Verwundert erwiderte der Graf: „Du warst in der heiligen Stadt, sahst dort so viel Widerspruchsvolles, so vieles an den Leitern, was die Bezeichnung „religiös“ nicht verdient, und konntest es über dich gewinnen, zu dieser Religion dich zu bekennen?“

Darauf jener: „Gerade das war es, was für mich ausschlaggebend gewesen. Eine Religion, deren eigene Oberen alles thun, was geeignet ist, das religiöse Leben zu vernichten — eine Religion, die von solchen Häuptern Gesetze erhält und dabei noch besteht — eine solche Religion muß einen tiefen unzerstörbaren Kern in sich tragen, und das bestimmte mich, sie anzunehmen!“ — — —

Also verhält es sich mit dem Judentum in Preußen, das jetzt nahezu fünfzig Jahre lang unter einem Ausnahmegesetz schmachtet, welches als ein Untergrabungsgesetz seiner religiösen Idee ein Patent verdient hätte. Das Judentum in Preußen, das heute noch nach der Schablone von 1847 lebt, nach einem Gesetz, welches es Männern überantwortete, die redlich das ihrige gethan haben, um das vom Sturm der Jahrhunderte ohnehin zerzauste Blümlein Religion gänzlich zu zertreten — ein solches Judentum trägt die Gewähr ewiger Dauer in sich.

Neunundvierzig Jahre eines Vorstands-Judentums haben ausgereicht, um so vieles von dem niederzureißen, was ein rabbinisches Judentum in fast zwei Jahrtausenden aufgebaut hat. Die Freiheit — recte Willkür — von Männern ohne Liebe zu ihrer Religion, von Häuptern des Judentums, die unbeeinflußt von der Kenntnis seines inneren Wesens, von Führern, die für das heiße Verlangen der ihnen anvertrauten Herde kein Verständnis besaßen, von Leitern, die selbst des Zügels bedurft hätten — diese Freiheit, welche zuweilen bis zur Lächerlichkeit ausartete, hat das emsige Schaffen in den Zeiten des Druckes preisgegeben, hat die religiöse Verbindlichkeit zu einem Genossenschaftsgesetz mit Paragraphen, von denen einer den andern aufhebt, herabgewürdigt, und aus dem Ganzen, aus dem das Judentum bestand, ein Flick- und Stückwerk gemacht, daß sich Gott erbarme!

Neunundvierzig Jahre Judengesetz, welches das Seelenleben des Judentums: Kultus und Unterricht, den berufenen Vertretern

aus den Händen wand und Unberufene zu seinen Hütern berief. Der Vorstand als Hüter des Gottesdienstes, den er ab und zu nur „schandenhalber“ besucht, als Ephorus der Religionsschule, welcher er seine Kindlein „ehrenhalber“ fernhält! . . .

Und so wird sich denn, außer den omnipotenten Vorstehern, zu dem Geburtstage des Judengesetzes kein einziger Gratulant einfinden. Daß Vorsteher aus einer halben 1866er Provinz sich in Ems einstellten und um den Segen dieses Gesetzes flehten, ist ein Hintertreppenwitz der Kulturgeschichte; und daß sie die Schadenfreude jetzt gegen sich haben, ist ihre gerechte Strafe. Dieser Vorgang ist aber typisch und zeigt, daß es den Herren, die eine wohlgeordnete Einrichtung durch eine andere weniger bewährte gefährden wollten, weniger um das Wohl des Judentums, als um die Vermehrung ihrer Hausmacht zu thun war, und dafür verdienen sie abwechselnd zur „Tochachah“ aufgerufen zu werden. — —

Welches Angebinde bringen wir dem Geburtstagskinde? Welches Gebet wollen **wir** für dasselbe sprechen? Wir wollen uns an die Thora anlehnen, die doch für alle Ge- und Verlegenheiten die beste Ratgeberin ist. Das Judengesetz tritt in diesem Monat in das fünfzigste Lebensjahr und die Thora gebietet uns, daß wir im fünfzigsten Jahre für **Alle Freiheit** verkünden. Und so beten wir denn mit andächtigem Herzen: **Herr, befreie uns von diesem Gesetze!**

* * *

Glossen zum Gemeindetage.

II.

Nicht gerade von hervorragend sachlicher, aber von symptomatischer Bedeutung war die Art, mit der der Gemeindebund den von Herrn Amtsgerichtsrat Levy (Beuthen, O.-S.) vorgebrachten und befürworteten Antrag behandelte, die Errichtung von Anstalten zur Ausbildung von Schächtern und Vorbetern als ein dringendes Bedürfnis zu bezeichnen und zu dessen Befriedigung thunlichst sofort die geeigneten Maßnahmen zu treffen.

Die Statuten des Gemeindebundes haben im ersten Paragraphen eine Bestimmung, welche die Behandlung kultueller und ritueller Fragen gleich der Erörterung politischer Gegenstände von der Thätigkeit des Bundes ausschließt. Diese Bestimmung ist eine ungemein bequeme spanische Wand, die man mit Leichtigkeit vorschieben kann, sobald ein Antrag unbequem zu werden droht. Die Ausbildung von Schächtern und Kantoren kann man nicht gut behandeln, ohne gleichzeitig kultuelle und rituelle Fragen zu erörtern. Der Antrag Levy wäre auch sicher hinter jene spanische Wand geraten, wenn Herr Dr. Hildesheimer nicht daran hätte erinnern können, daß Herr Geheimrat Kristeller selbst die Schächterfrage als zum Bundesressort gehörig thatsächlich anerkannt hat. So kam der Antrag wenigstens zu den Ehren einer Debatte und einer förmlichen Ablehnung. Daß die Lehrer-Mitglieder den Wunsch hegen, es möchte die Trennung des Lehramts, des Vorbeterberufs und der Schächtthätigkeit überall durchgeführt werden, ist begreiflich; ebenso, daß sie daraus eine Mehrung des Ansehens ihres Standes erwarten. Doch wäre das unseres Erachtens mit größerer Wirksamkeit geschehen, wenn es mit geringerem Aufwand an Pathos geschah, und das Selbstbewußtsein der Lehrer hätte zu vollem Ausdruck gelangen können, auch ohne daß der wirkliche oder vermeintliche soziale Minderwert anderer ehrbarer Berufe gar so laut betont wurde. Daß bei dieser Gelegenheit die Kultusbeamten, die von jenseits der Grenze zu uns kommen, so üble Beurteilung erfuhren, ist unbegründet und deshalb ungerecht. Man braucht nicht gerade das Berliner Beispiel als mustergiltig anzusehen — hier sind Rabbiner **nur** von jenseits der Grenze angestellt — und darf doch anerkennen, daß unsere Kultusbeamtenschaft der Ergänzung von jenseits der Grenze jetzt und auf lange hinaus gar nicht entraten kann. Zwar um Schächter auszubilden, braucht es keiner besonderen „Anstalt“. Hier wäre der Gemeindebund recht gut imstande, aushelfend einzugreifen, indem er den kleinsten Gemeinden die Mittel gewährte, einem geeigneten Mitglied die nötige Unterweisung geben zu lassen. Aber eine Kantorennot ist wirklich vorhanden, und sie ist auf keinem anderen Wege als auf dem von dem Antrag Levy angegebenen zu überwinden. Kantorenschulen müssen sein, sonst bleiben wir auf die Vorbeter aus dem Osten angewiesen, und die Lehrer für diese Schulen sind ganz gewiß allein im Osten zu holen. Mit dem konzertmäßigen Gesang allein ist es in der Synagoge nicht gethan. Doch der Gemeindetag wollte davon nichts wissen — er lehnte, wie erwähnt, den Antrag Levy ab.

Es ist überhaupt nicht leicht, im Gemeindetage einen Antrag zur Annahme zu bringen, der nicht vom Ausschuß gestellt, ganz unmöglich, einen Antrag zur Annahme zu bringen, der nicht vom Ausschuß adoptiert ist. Der Grund ist einfach genug: der Ausschuß verfügt im Gemeindetage über die große Mehrheit der Stimmen, sodaß der Ausschuß ganz allein entscheidet und der übrige Gemeindetag eine bloße Dekoration bildet. Die Gemeinde-Abgeordneten nämlich, die den Gemeindetag ausmachen sollen, sind nicht etwa alle von den betreffenden Gemeinden geschickt oder direkt von ihnen beauftragt, sondern vom Ausschuß auf Grund von ihm erbetener Blankovollmachten ernannt. Auf der Rückseite der Einladung des Ausschusses an die Gemeinden zur Beschickung des Gemeindetages findet sich, durch fetten Druck hervorgehoben, nachstehende Bemerkung:

> „Bei der Wichtigkeit des Gemeindetages sowohl für die Gesamtheit als auch für die Verwaltung jeder einzelnen Gemeinde ersuchen wir Sie, möglichst ein Mitglied Ihres Vorstandes zum Abgeordneten zu ernennen. Sollten Sie keine Persönlichkeit finden, welche nach § 9 des Statuts in der Lage ist, Sie zu vertreten, so stellen wir es (?) Ihnen ergebenst anheim, das beiliegende Formular mit Ihrer Unterschrift vollzogen einzuschicken und **den Ausschuß auf diese Weise zu bevollmächtigen, einen Abgeordneten für Sie auszuwählen.**
>
> Wegen der großen Anhäufung der Geschäfte in der Zeit vor dem Gemeindetage bitten wir um möglichst frühzeitige Einsendung der Mandate“.

Träge und vertrauensvoll schicken die Gemeinden die Blankovollmacht ein, was nur 10 Pfg. Kosten verursacht, und der Ausschuß versieht der Reihe nach seine Mitglieder alle, zuweilen auch begünstigte Freunde mit vielfachem Stimm-

recht, sodaß alle Bemühungen außerhalb dieses Ringes stehender Gemeindevertreter von vornherein aussichtslos sind.

Dieses Verfahren ist zwar formal nicht direkt unzulässig, aber es streift doch schon an Unfug, besonders wenn der auf solche Weise mit Stimmenmehrheit ausgestattete Ausschuß, als Gemeindetag verkleidet, sich selbst Decharge erteilt. Wir wissen recht gut, daß hier alles in den besten Händen ist, aber manche Aeußerlichkeiten sollten unter allen Umständen berücksichtigt werden. Es wäre besser, dem Ausschuß alle unverantwortliche Gewalt zu übertragen, als den komödiantischen Schein einer Kontrolle aufrecht zu erhalten.

Zu den Anträgen, die der Gunst des Ausschusses sich nicht erfreuten, gehörte der des Herrn Rabbiner Dr. Rosenberg (Thorn), es möchte der Gemeindetag in der Regel alljährlich, jedenfalls in kürzeren als vierjährigen Zwischenräumen berufen werden. Dagegen fand der Antrag des Ausschusses, daß dieser schon in einer Besetzung von fünf Mitgliedern beschlußfähig sein soll, die von dem Ausschuß selbst gebildete Mehrheit. Die Aenderung ist nicht sehr wesentlich, aber ihre Begründung — es habe sich oft sehr schwierig gezeigt, die nach der seither geltenden Bestimmung erforderliche Zahl von 7 Mitgliedern zusammenzubringen — beweist nicht gerade übergroßen Pflichteifer der Mehrzahl der Ausschußmitglieder. Wenn in der Debatte gesagt wurde, die einzelnen Personen, die in Betracht kämen, seien im öffentlichen Dienst zu sehr in Anspruch genommen, um die Ausfindung einer Stunde, in der sie gleichzeitig frei seien, leicht zu machen, so spricht das nur für die Notwendigkeit, den Herren eine Last abzunehmen, die zu tragen sie wohl den Willen, aber nicht die Kraft haben.

Der Bericht über die Thätigkeit des Gemeindebundes, d. i. seines Ausschusses in der Zeit von 1892 bis 1896 ist wortreich genug, vergißt auch nicht, die Seufzer zu erwähnen, die von den prästierten Mühen den Beteiligten abgepreßt worden. Die Mühen mögen in der That groß gewesen sein, aber dann stehen die Leistungen zu ihnen in keinem annehmbaren Verhältnis. Der Etatsbericht, der dem Bunde erstattet und auf dessen Grund Decharge erteilt worden ist, bildet ein Muster an Undurchsichtigkeit. Ohne die Ergänzung, die in der Mai-Nummer der „Mitteilungen vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebund" enthalten ist, wäre der Etat ganz unverständlich. Aus jenen „Mitteilungen" erfahren wir wenigstens, daß in dem Etatsjahr vom 1. April 1895 bis 31. März 1896 ausgegeben worden sind:

Für Zwecke des Religionsunterrichts und Unterstützung von Gemeinden	Mk. 8972,45
Für Stipendien an Seminaristen	„ 600,—
Für Unterstützung von Gemeindebeamten und Lehrerhilfskassen	„ 1365,50
Für Beiträge zu Lehrerkonferenzen	„ 2267,80
Für Inspektionskosten	„ 240,50
Für Verbreitung richtiger Kenntnis von dem Wesen und der Geschichte des Judentums	„ 2242,96
Für Förderung des Handwerks und der technischen Gewerbe (Stipendien und Darlehen), für Kranken-, Armen- und Waisenpflege	„ 4190,30
Summa	Mk. 19879,51

Diese Ausgaben, angesichts eines angesammelten Vermögens von Mk. 265 466,05, eines Zinsertrages von Mk. 9477,15, allgemeiner Einnahmen von Mk. 16554,75 und eines Ertrages aus besonderen Sammlungen von Mk. 7575,85 bedauerlich gering, erfordern einen Verwaltungsaufwand von Mk. 7836,19 und ein Schreibwerk, dessen unverhältnismäßiger Umfang sich aus dem Etatsposten von Mk. 1278,95 für Porto, Inkassogebühr und kleine Unkosten ergiebt.

Allerdings hat der Gemeindebund an Prämienzuschüssen für Lehrer und Kultusbeamte und für Rentenversicherungen von Lehrerinnen Mk. 18155,39 hergegeben, doch diese Beisteuer aus der Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stiftung hat die Versicherungsgesellschaft „Victoria" in derselben Jahresfrist mit Mk. 37342,44 entgolten. Selbstverständlich hat die Erwerbsgesellschaft das nicht um der schönen Augen des Gemeindebundes willen gethan, sondern um Gegenleistungen von entsprechendem Wert, und diese Gegenleistungen werden von der freiwilligen und kostenlosen Agentenschaft der jüdischen Kultus- und Gemeindebeamten prästiert, die dafür durch Vermittelung des Gemeindebundes durchschnittlich 30 Mark Versicherungsprämienzuschuß erhalten, während sie dem Gemeindebund mehr als das Doppelte eintragen. In dem Etatsjahr 1895/96 hat der Gemeindebund für seine ideellen Zwecke fast genau den Ueberschuß verwandt, den ihm die von der „Victoria" gezahlte Provision gebracht hat, seine eigenen Einnahmen aber, seine Zinsen und den Ertrag seiner Sammlungen hat er vollständig in Verwaltungskosten und Kapitalansammlung aufgehen lassen.

Wir glauben nicht, daß von denen, die am 21. Juni die verlangte Decharge dem Ausschuß erteilten, auch nur zwei von dieser Sachlage genaue Kenntnis hatten.

Dem Gemeindetage ist, wie zum Schluß erwähnt sein mag, noch ein Bericht der Gemeindeunterstützungskommission und der Lehrabteilung des D.-J. G.-B., insbesondere bezüglich des Religionsunterrichts, zugegangen. Wir erfahren daraus, daß jene Kommission in den letzten 6 Jahren zusammen 42, im Jahresdurchschnitt also 7 Sitzungen gehalten hat. Woher diese Abteilung den Namen „Lehrabteilung" erhalten hat, ob vielleicht deshalb, weil sie zwar nichts zu lehren hat, aber zur Hälfte aus Lehrern besteht, ist im Dunkel geblieben. Das Ergebnis ihrer Arbeiten, die Leitsätze betreffend den Religionsunterricht in Preußen, haben wir in der vorigen Nummer dieses Blattes beleuchtet.

Das Facit unserer Betrachtungen ist: Der deutsch-israelitische Gemeindebund könnte Bedeutendes leisten, denn das brachliegende Feld, das nach Beackerung schreit, ist groß. In seiner jetzigen Organisation aber entfaltet er nur eine geräuschvoll-unfruchtbare geschäftige Unthätigkeit.

M. A. Klausner.

Moritz Becker *).

Charakterbild von Dr. J. Rülf, Memel.

Aller Augen waren vor mehreren Wochen auf die sonst wenig hervortretende Stadt Stolp in Pommern gerichtet, woselbst ein Prozeß, — die Tagesblätter bezeichneten ihn als: „Das Bern-

*) Der beifolgende größere Artikel war ursprünglich für eine politische Zeitung bestimmt. Allein aufnehmen wird ihn keine politische Zeitung; die Freisinnigen sagen, was geht uns Becker an,

stein-Monopol vor Gericht" — sich abspielte; ein Prozeß, worin ganz besonders ein Jude, der Geh. Kommerzienrat Moritz Becker, Ritter hoher Orden, eine traurige Rolle spielte. Dieser Prozeß ist von antisemitischen und antisemitisch angehauchten Blättern gegen Juden und Judentum ausgeschlachtet worden. Auch alle die anderen Zeitungen können den Mann nicht genug brandmarken. Ueberall, wohin man hört, wird auf Becker gescholten; besonders aber seine jüdischen Glaubensgenossen geraten außer sich über des Mannes Handlungsweise. Ob nun und wieweit alle diese gegnerische Stimmen recht behalten, werden wir ja sehen. Um diesen Becker beurteilen zu können genügt aber keine Gerichtsverhandlung, dazu muß man sein ganzes Leben und Wesen genauer kennen, wie der Schreiber dieser Zeilen, der Jahre hindurch mit ihm Haus an Haus gewohnt hat. Da nun dieser Prozeß durch die neuesten Reichstagsverhandlungen erhöhtes Interesse erlangt hat, so möchte ich für diesen Artikel einen geeigneten Platz in dieser geschätzten Zeitung erbitten.

Becker ist ein selfmade-man, wie in der Gerichtsverhandlung mehrfach geltend gemacht worden ist. Damit ist aber sein Werdegang noch lange nicht hinreichend gekennzeichnet. Man pflegt zu sagen: „Ex nihilo nihil fit" „Aus nichts wird nichts", und als Becker zu Ende der vierziger oder anfangs der fünfziger Jahre aus Danzig nach Memel kam, da war er noch garnichts, der reine nihil negativum. Einen Pfennig Vermögen besaß er nicht, auch fehlten ihm die Schulkenntnisse; selbst eine hinlängliche Volksschulbildung scheint ihm abgegangen zu sein. Das hat ihn freilich alles nicht gehindert, einer der mächtigsten Großindustriellen nicht nur des Reichs, sondern der ganzen zivilisierten Welt zu werden sich aber auch noch in späteren Jahren ein vollständig ausreichendes Maß von Wissen und Bildung zu erwerben.

Er begann sein Geschäft damit, die Abfälle der Wirtschaft und die verschlissenen Bekleidungsstoffe aufzukaufen, und nebenher besuchte er die nahegelegenen Strand- und Fischerdörfer, um daselbst den Bernstein aufzukaufen, welchen die durch den Nord-, Nordost- und Nordweststurm aufgeregten Wellen der Ostsee ans Land gespült hatten. Den Gewinn teilte er mit noch einem Genossen, der als geborener Memeler noch besser Bescheid wußte, vielleicht auch das wenige Geld zu dem Geschäfte hergegeben hatte. Auch dieser ist heute ein vermögender und angesehener Mann, ein Königsberger Kommerzienrat.

Dem Becker gings schlecht, umsomehr als er sich mittlerweile mit einem armen Mädchen verheiratet und sich in rascher Folge eine Anzahl Kinder eingefunden hatte. Allein Becker war ein Mann von unverwüstlicher Kraft und Laune. Wenn er am Tage den Strand bis zur russischen Grenze abgelaufen hatte und abends nach Hause kam, dann bestand sein höchstes Vergnügen darin, mit seinen Kindern sich auf dem Fußboden seiner ärmlichen Wohnung herumzuwälzen, einen der älteren Knaben als Reiter auf dem Rücken, auf allen Vieren umherzukriechen. Mit den Kindern war er vollständig wieder zum Kinde geworden. Nie gabs einen sorgloseren Menschen, nie einen zärtlicheren Gatten und Vater — und dieser zärtliche Vater ist er auch allezeit geblieben. Als ich im Jahre 1865 nach Memel kam, da tollte er in freien Stunden noch immer in gleicher Weise mit den Kindern, obwohl er damals schon ein gemachter Mann war; allein von der ehemaligen harmlosen Laune und Sorglosigkeit war schon keine Spur mehr vorhanden.

Wie war nun Becker zum Bernsteinbetriebe gekommen? Er sowohl, wie sein Genosse wußten sehr wohl, daß auch das Festland reiche Schätze an Bernstein barg, häufig wurde bald hier bald dort ein bedeutendes Stück gefunden. Auch das Geheimnis von der den Bernstein bergenden „blauen Erde" war ihnen bekannt. Ja, wenn sie Geld gehabt hätten, um ein Privilegium zu erwerben und nach Bernstein zu graben, dann wäre, nach ihrer Schätzung bedeutender Gewinn zu erzielen gewesen. Sie wandten sich an einen unternehmenden, damals aber noch nicht vermögenden Mann, der mit dem Wenigen, was er besaß, sich an dem Unternehmen beteiligte. Nun wurde nach Bernstein geschürft und gemutet; allein der Ertrag war so gering, daß er nicht einmal die Tageskosten deckte.

Da kam nun noch ein vierter hinzu. Der Kahnschiffer Stantien — daher der Name der Firma — war mit Becker gut bekannt. „Beckerchen", sprach der zu ihm eines Tages bei Gelegenheit einer Begegnung, „was quält Du Dich ab mit Deiner Bernsteingräberei, da drunten auf dem Boden des Haffs liegt der Bernstein haufendick, dort mußt Du ihn suchen."

„Meinst Du denn," antwortete Becker, „ich wüßte das nicht auch? Allein um dort suchen zu können, sind Bagger notwendig, die kosten mehr Geld als wir beide besitzen."

„Und noch eins," meinte Stantien, „man muß aber auch wissen, wo man ihn suchen muß; ich weiß es, wo er seine „Nester" hat. Schaffe Geld und ich mache Dich zum reichen Manne."

Becker wußte mit Hilfe seiner Genossen sich das notwendigste Geld zu verschaffen und die Firma Stantien & Becker erhielt gegen eine geringe Pacht, auf eine Anzahl Jahre das Privilegium, an einer gewissen Stelle des Haffs nach Bernstein baggern zu dürfen.

Selbst die ersten sehr unvollkommenen Handbagger lieferten schon einen guten Ertrag. Mit der Zeit wurde die Baggerei vervollständigt, die Handbagger wurden durch Dampfbagger ersetzt und alle Hilfsmittel der modernen Technik in Anwendung gebracht und wo auch diese nicht zureichen wollten, wurden neue Hilfsmittel erfunden und der Erfinder war stets — Moritz Becker.

Seitdem das Werk gedieh und Becker sich an der Spitze eines überaus umfangreichen Unternehmens sah, da war aus ihm nach und nach ein ganz anderer Mensch geworden. Fleißig war er ja immer gewesen, jetzt entfaltete er aber eine bis zur Ueberspannung aller Kräfte anstrengende Thätigkeit. Weder Tag noch Nacht gönnte er sich Ruhe, und die Augenblicke,

---

der stets eine Stütze der Konservativen war. Die Konservativen wollen ihn aber jetzt auch gern von den Rockschößen schütteln. Was bleibt übrig? Der Jude. Weil man nun von allen Seiten auf ihn losschlägt, weil er nirgends einen Verteidiger findet, eben weil er Jude ist — als Christ wäre ihm das Alles nicht passiert, würde er bis in den siebenten Himmel gehoben worden sein — darum fühle ich als Jude, da ich sonst mit Becker nie etwas gemein hatte — er war nie mein Mann — den Trieb, ein Wort der Rechtfertigung zu schreiben mit der ausgesprochenen Absicht nicht ihm, sondern damit nur dem Judentum zu dienen.

welche er der Familie widmete, wurden immer seltener. Sein Geist war in steter Unruhe und Aufregung. Hunderte von Projekten trug er mit sich herum, und ließ sie in seinem Gehirne Revue passieren, um sie auf ihre Ausführbarkeit zu prüfen. Dabei verfolgte er unablässig und mit eiserner Konsequenz ein einziges Ziel: — für seinen Bernsteinbetrieb ein Weltmonopol zu gewinnen.

Auch der Charakter des Mannes hatte sich mit der Zeit von Grund aus geändert. Der harmlose, gemütliche, gutmütige Mensch, — freilich Grundstimmungen, welche er nie ganz verleugnete — konnte jetzt auch hart und rücksichtslos werden, absprechend anderen Menschen gegenüber, herrisch gegen Untergebene. Was ihn aber ganz besonders unbeliebt machte, das war sein allzugroßer Ehrgeiz, welchen er zu übertünchen und zu verschleiern gar keine Anstrengung machte. Er hatte sein neuerbautes Haus höchst elegant ausstatten lassen und veranstaltete zuweilen darin glänzende Gesellschaftsabende und Festlichkeiten. Freilich die maßgebenden Großkaufleute blieben fern. Das schmerzte ihn sehr, das war mit die Veranlassung, daß er sein hübsches Anwesen seinem Schwager überließ und mit dem Hauptgeschäfte nach Königsberg übersiedelte. Desto lieber verkehrten bei ihm die Beamten, diese wußte er sich stets warm zu halten.

Um nun dieses Weltmonopol des Bernsteingeschäftes ganz allein besitzen und genießen zu können, mußte Becker zunächst die Gemeinschaft mit seinen Genossen zu lösen suchen. Das war eine leichte Sache. Genosse Stantien war am leichtesten zu befriedigen. Der nahm sein bereits erspartes Vermögen mitsamt seiner bedeutenden Abfindungssumme und setzte sich zur Ruhe.

Einmal, gar nicht lange vor seinem Tode, habe ich Stantien gefragt: „Sagen Sie mir einmal ihre volle aufrichtige Meinung, Sie müssen ihn doch am allerbesten kennen, was halten Sie von Becker?"

„Becker ist," anwortete mir der Gefragte, „ein durchaus guter, aufrichtiger und ehrlicher Kerl; man muß ihn nur zu nehmen wissen. Er wird nur zu viel geärgert und verhetzt, mit Neid und Chikanen verfolgt — da kann er denn auch boshaft werden. Zudem, meint er, alles was er denkt und sagt und verlangt, das sei das beste, und wenn man anders denkt und anders thut, glaubt er immer, es geschieht ihm zum Trotz und zum Aerger und wird grob und verletzend."

„Und nun noch eins," fragte ich, „ist Becker im Geschäftsverkehr, besonders in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, derselbe ehrliche, aufrichtige und auch wohlwollende Mensch, wie im Lebensverkehr?"

„Ja, dieses Ding," meinte Stantien, „hat seine zwei Seiten. Wenn ich es Ihnen frei und offen bekennen soll, so muß ich sagen, ich hätte mich solcher Mittel nicht bedient, wie er es thut und gethan hat. Ich bin aber kein Geschäftsmann und kann darum als solcher auch garnicht mitreden. Doch eins hat mir nie an ihm gefallen, das habe ich auch garnicht verschwiegen. Mehr als einmal habe ich ihm vorgehalten: „Warum bist Du so rücksichtslos gegen andere Menschen, besonders gegen die Konkurrenten und willst mit Gewalt alles an Dich reißen. Andere Menschen wollen doch auch leben!" — „Ja," war dann seine Antwort, „sie wollen leben und sollen leben; aber von mir sollen sie leben! Das ist mein Geschäft und das lasse ich mir nicht aus den Händen winden."

„Becker, sollen Sie wissen, hatte da einen Gedanken gefaßt, den ließ er sich nicht ausreden, der war ihm geradezu zur fixen Idee geworden. Er behauptete nämlich, daß vor uns eine solche Bernsteingewinnung und ein solches Bernsteingeschäft garnicht existiert habe, daß wir die Schöpfer und Erfinder des gesamten Betriebes seien."

„Wenn jemand ein Buch schreibt, sagte er, oder eine Erfindung macht und läßt sie sich patentieren, so hat er daran ein Urheberrecht, das ihm niemand streitig machen kann. Wir, das will sagen: ich, denn Ihr seid ja reich genug abgefunden, habe an dem Bernsteingeschäft ein Urheberrecht, das werde ich zu behaupten suchen, es koste, was es wolle."

Jetzt verstand ich vieles, was mir sonst in des Mannes Handlungsweise unbegreiflich geblieben wäre.

Wie den Stantien, so hat Becker auch die anderen Genossen durch große Geldsummen abgefunden — zuerst den Kaufmann, der die ersten Vorschüsse gemacht hatte und mittlerweile zu einem der bedeutendsten Großkaufleute und Schiffsrheder am hiesigen Platze geworden war, und zuletzt den ältesten Genossen, den er als tüchtigen Sachkenner nicht gern entbehren wollte. Schließlich hat Becker auch so ziemlich erreicht, was er hat erreichen wollen, eine Art Weltmonopol. In allen größeren Städten der Welt ist die Firma vertreten, verarbeitet das Rohmaterial und verkauft ihre Fabrikate und wer Rohmaterial haben will, der muß es bei der Firma entnehmen.

Und Becker selbst, was hat er nun von alledem? Nichts als Kummer und Sorge, Verhetzung und Verunglimpfung. So von Anfang an, da er diesem Traum nachzuhängen anfing, so bis zu dieser Stunde. Als nun der Antisemitismus sich zu regen begann, da ging sein Leiden erst recht los, da ließ man ihm schon gar keine Ruhe mehr. Und Becker war innerlich nicht genug gefestigt, war nicht edel und hochdenkend genug veranlagt, ihm fehlte auch die feinere, umfassendere, über alle solche Uebel und Aergernisse hinaushebende Bildung und Erziehung; es konnte gar nicht ausbleiben, daß er schwer geschädigt an seinem sittlichen Halt und Bewußtsein aus diesen Anfechtungen hervorging. „Alles begreifen ist alles verzeihen"; ich kann's begreifen, darum kann ich es auch verzeihen.

Becker hatte es mit seinen Arbeitern sehr gut im Sinne. Die Sorge für ihr leibliches und geistiges Wohl durch Wohnung und Verpflegung in gesunden wie in kranken Tagen, sowie ihre Gewöhnung an Nüchternheit und Sparsamkeit lag ihm sehr am Herzen. Seine Veranstaltungen zu diesem Zwecke waren musterhaft. Nicht einmal, nein hundertmal hatte ich mich selbst hiervon zu überzeugen Gelegenheit.

Die Bernsteinkolonie in dem Seebade Schwarzort war, wie der ganze Ort selbst, der seinesgleichen nicht hat an der ganzen Ostseeküste, eigen- und einzigartig. Becker besaß daselbst, im Viertel der Gast- und Logierhäuser, eine prächtige Villa mit Gartenanlagen. Am nördlichen Ende der Oase befand sich die Bernsteinkolonie. Dort hatte Becker einen geräumigen und geschützten Hafen anlegen lassen für seine Bagger, Prähme, Dampfschiffe und andere Fahr-

zeuge. Daneben befand sich eine große Maschinenbauanstalt mit Schiffswerft, woselbst alle Reparaturen vorgenommen, auch neue Betriebswerke angefertigt wurden. Davor lagerten sich in langen Reihen die Wohnhäuser mit hübschen Gärten, Lagerhäuser, Arbeiter-Wohnungen, Kantinen, Wirtschaftsgebäude, Gasanstalt — nichts war vergessen, was zur Sache gehörte und alles in bester Ordnung und Ausstattung. Daselbst lebten und verkehrten nun an 2000 Menschen. Am regsten und eigenartigsten gestaltete sich der Verkehr beim Schichtwechsel, besonders abends 6 Uhr, wenn die eine Arbeiterschicht abzog, um die andere abzulösen. Das geschah, wenn ich nicht irre, alle acht Stunden ununterbrochen Tag und Nacht; freilich nur während der sommerlichen Arbeitszeit.

Becker hielt nun mit großer Strenge darauf, daß alle Lebensmittel, wofür auf das beste und billigste gesorgt wurde, aus der Kantine entnommen werden sollten. Er wollte, seine Arbeiter sollten nüchtern sein, ein betrunkener Mensch war ihm ein Greuel; er selbst lebte mäßig im höchsten Grade, und so wollte er auch seine Arbeiter sehen; er wollte, daß sie sparsam seien, für Frau und Kinder sorgen und etwas vor sich bringen sollten; er wollte, daß etwaige Ueberschüsse der Kantine wieder zum Wohle der Arbeiter verwandt werden sollten. Das gab nun wieder Veranlassung zu tausendfältigem Aerger. Unter den meist littauischen Arbeitern gab es viel verkommenes, dem Trunke ergebenes Gesindel, zudem wurden sie von den Gastwirten und Händlern des Ortes, welche ihnen Nahrungsmittel zu billigeren Preisen anboten, aufgestachelt; das führte zu schweren Konflikten und das Wort Nachgiebigkeit stand nicht im Wörterbuche Beckers. Daß Becker stets in bester Absicht gehandelt hat, ist ganz gewiß und kann nur Haß und Neid bezweifeln wollen.

Wenn man nun von Memel nach Schwarzort kam und die 20 Bagger arbeiten, die Dampfschiffe hin- und herfliegen und dazu das Leben und Treiben auf der Kolonie selbst sah — das war ein großartiges Schauspiel, welches des Beschauers höchste Bewunderung erregte.

Was ist nun aus dieser Beckerschen Flotte, was ist aus der ganzen Bernsteinkolonie geworden? Als vor einigen Jahren die Zeit um war, hat Becker den Pachtvertrag nicht wieder erneuert. Die Bagger wurden verkauft oder anderwärts hingebracht und alles dem Boden gleichgemacht. Kein Stein und kein Balken blieb auf dem andern. Von der ganzen Herrlichkeit ist keine Spur mehr vorhanden. Auch seine Villa in Schwarzort hat Becker verkauft — das hat der Neid, die Mißgunst, die ewige Hetzerei und Treiberei bewirkt.

Ich will es nur gestehen, dieser Becker war mir zu allen Zeiten eine sympathische Persönlichkeit, ein Studien- und Charakterkopf, seinem innern und äußern Wesen nach. Wie Becker heute, da er schon nahe dem siebzigsten Lebensjahre sein mag, aussieht, weiß ich nicht, denn ich habe ihn schon länger als ein Jahrzehnt nicht mehr gesehen; allein in früheren Jahren da konnte man sich nicht satt sehen an diesem Kopfe mit seinen edel männlichen Gesichtszügen.

Und was nun die jüngste Gerichtsverhandlung betrifft, darin Becker eine so klägliche Rolle spielte, so muß gesagt werden, daß Becker immer noch mehr Teilnahme verdient, als alle seine klagenden und zeugenden Feinde und Gegner. Einer derselben hat ausgesagt, daß das Bernsteinmonopol, gemeint ist Moritz Becker, das Drechslergewerbe ruiniert habe.

Diesem Zeugnisse gegenüber nimmt sich eine Berechnung Stantiens, mit welchem ich mich viel hierüber unterhalten habe, doch ganz anders aus. Der hat mir einmal vorgerechnet, daß durch den Bernsteinbetrieb der Firma Stantien & Becker zeitweilig an 30 bis 40 000 Menschen ihren vollen Lebensunterhalt gewinnen. Zwei Thatsachen stehen in meinen Augen so fest, daß selbst Haß und Neid dieselben schließlich werden zugestehen müssen: Becker hatte für seine Arbeiter ein warmes Herz, und hat stets so gut für sie gesorgt, wie kaum je ein Großindustrieller vor ihm, das ist eins. — Becker hat die Bernsteinindustrie nicht zu Grunde gerichtet, sondern hat sie erst geschaffen. Ehemals mußte man sich mit dem am Strande gefundenen Bernstein begnügen, der von einigen wenigen Geschäften der Ostseestädte aufgekauft, teilweise auch verarbeitet wurde. Becker und Genossen haben erst regelrecht nach Bernstein zu baggern und zu graben angefangen, haben auch, um ihr Fabrikat einzuführen, überall im Binnenlande Filialen eingerichtet; solches war ihr Recht und ein wirkliches sachliches Verdienst — das ist das Zweite.

Ich fühle durchaus keinen Beruf, mich als Verteidiger Beckers aufzuwerfen, und noch weniger werden diese Blätter sich dazu hergeben wollen — habeat sibi. — Hier gilt es zu zeigen, daß wir Juden uns dieses Mannes durchaus nicht zu schämen brauchen; hier gilt es das Bild einer eigenartigen und auch verdienstvollen Persönlichkeit zu zeichnen; hier gilt es zu erfüllen, was geschrieben steht: „Zedek, zedek thirdôf.“ „Gerechtigkeit, nur Gerechtigkeit sollst Du walten lassen.“

Wochen-Chronik.

Berlin, 8. Juli.

— **Wider die Tauferei** wendet sich die Voss. Ztg. in einer Besprechung des Prozesses, der jüngst dem Börsenspekulanten Arton in Paris gemacht worden ist. Arton hieß ursprünglich Aaron und soll ein Sohn des früheren Oberrabbiners von Straßburg sein. Im Alter von 21 Jahren trat er in Brasilien zum Katholizismus über, kam später nach Paris, wo er dem Börsenspiel zum Opfer fiel und jetzt zu einer mehrjährigen entehrenden Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Den Verurteilten schildert das genannte Blatt wie folgt: „Arton ist ein erschreckendes Beispiel der Erniedrigung, zu der ein ursprünglich charakterschwacher, eitler, spielwütiger und genußsüchtiger Mensch versinken kann, wenn er aus dem, immer noch einigen Halt gewährenden Zusammenhang mit seinem Stamm, seinem Glauben, seinen Ueberlieferungen und Erbanschauungen gerissen ist und, wie alle sittlichen Grundsätze, so alle Scham und alle Rücksicht auf die Meinung seines ersten Menschenkreises verliert. Jeder verständige selbst-, bewußte Jude wird von ganzem Herzen mit den Antisemiten in diesem einen Punkte übereinstimmen: abstoßendere, verkommenere Gestalten giebt es wirklich nicht, als den Auswurf des Judentums, den dieses wie einen toten und verwesten Knochensplitter aus seinem Leibe ausgeschwärt und ausgeeitert hat.“ — Stimmt!

— **Das Gesetz wider den unlauteren Wettbewerb** ist am 1. d. M. in Kraft getreten. In einem Artikel über dieses Gesetz schreibt die agrarisch-antisemitische „Deutsche Tageszeitung“: „Die Juden sind bekanntlich die Haupt-, wenn nicht die einzigen Träger des unlauteren Wettbewerbs.“ — Wer das ge- schrieben, ist entweder ein Lügner oder ein Ignorant. Wer nicht weiß, daß in „judenreinen“ Ländern und Zeiten der un- lautere Wettbewerb in gleicher Stärke, wie jetzt geblüht hat und blüht, wer den einfachsten Thatsachen der Kultur- und Tagesgeschichte zuwider solchen Unsinn vorbringt, der sollte als Journalist unbrauchbar sein — selbst für ein Blatt von dem geistigen Tiefstande der „Dtsch. Tagesztg.“

— **Die Juden sind keine „Nation“**, — das bestätigt jetzt das Organ des antisemitischen „Vereins Deutscher Studenten“. In einem Artikel der „Akademischen Blätter“ über die „Entstehung der Nationen“ ist folgendes zu lesen: „Gewiß besitzen Juden und Basken z. B. ihre besonderen Eigentümlichkeiten in Abstammung, Sprache, Sitte und Brauch, aber wir reden eben von ihnen nicht als von einer Nation; denn zur Nation gehört mehr als das Bewahren einer gewissen Eigenart, dazu gehört vor allem das Festwurzeln in einem geographisch scharf umgrenzten Gebiete und der dadurch gegebenen Einheit der Lebensbedingungen. Diese ist aber bei den Juden nicht vorhanden. Die Juden waren eine Nation, solange sie noch in Palästina saßen, seitdem sie aber in allen Himmelsgegenden zerstreut sind, haben sie aufgehört eine Nation zu bilden und sind nun Bestandteile derjenigen Nationen, in welche sie hinein verschlagen worden sind.“

— **Der „Ritualmord“ in Ostpreußen.** Die freisinnige „Tilsiter Allgemeine Zeitung“ druckt in ihrer Sonnabendnummer folgende von dem in Tilsit bekannten Redakteur der „A. J. W.“ gezeichnete Zuschrift ab: „Ueber den „Ritualmord“, den Ihre agrarisch-antisemitische — sit venia verbo! — Kollegin vor acht Tagen verübt hat, verlautet nichts mehr. Ihre Kollegin schweigt sich wacker aus, weil ihr die sittliche Kraft fehlt, einen begangenen Fehler einzugestehen, und Sie finden keine Worte mehr, nachdem das Blättlein von Ihnen Beweise gegen die von ihm ausgesprochenen Beschuldigungen gefordert hat. Ich gebe zu, daß eine solche Keckheit verblüffen kann, verblüffen muß; allein der Wahrheit und Gerechtigkeit, ist hiermit nicht gedient. Die verlogene antisemitische Presse kennt nur einen Grundsatz, den sie hoch hält und heilig: Calumniare audacter, semper aliquid haeret = „Verleumde kühn, etwas bleibt immer haften“. Sie lebt nach diesem Grundsatz, sie lebt von diesem Grundsatz. Werden nun über den von Ihrer Kollegin verübten Ritualmord in der dortigen Tagespresse die Akten geschlossen, so hat das antisemitische Organ sein Ziel erreicht, es hat kühn verleumdet, und es ist etwas haften geblieben. Im Interesse der ehr- und friedsamen Bürgerschaft Tilsits, der zugezählt zu werden ich bis vor zwei Jahren die Ehre hatte, liegt es aber, daß man die Verleumder nicht entschlüpfen lasse, ehe sie Rede gestanden, daß man sie aus ihren Schlupflöchern hervorlocke, damit sie Rede stehen. Es ist dies eine ebenso unreinliche wie undankbare Arbeit, gleichwohl werden Sie mich verpflichten, wenn Sie diese Arbeit mir übertragen, und zunächst einem Interfilet, das in der morgigen Nummer (27) meiner Wochenschrift erscheinen wird, Raum in Ihrem geschätzten Blatte gewähren. (Folgt das in vor. Nr. an erster Stelle der „Wochen-Chronik“ veröffentlichte Interfilet, das mit dem Vorwurf der imfamen Verleumdung schließt.) Ich hoffe, daß das Blatt den Vor- wurf einer infamen Verleumdung nicht wird auf sich sitzen lassen, daß es entweder mit seinem Beweismaterial heraus- rücken oder den Bericht seines Lappiener Korrespondenten widerrufen werde. Sollte sich meine Hoffnung als trügerisch erweisen, so werde ich mir noch einmal erlauben, Ihre geehrten Leser um ein wenig Gehör und Sie um etwas Raum zu bitten.“ — Obwohl die „T. A. Z.“ das in Stadt und Land bei weitem gelesenste Blatt ist, geben die „Tils. Nachrichten“ sich nicht zu erkennen — kein Wort der Entschuldigung, kein Wort der Erwiderung. Damit aber der „unaufgeklärte Ritualmord in Ostpreußen“ nicht nach einigen Jahren das wertvolle Material unserer Gegner über die Blutbeschuldigung bereichere, werden wir mit Hilfe des genannten freisinnigen Blattes versuchen, eine Aufklärung und Widerlegung der schmachvollen Beschuldigung zu erzwingen, vorausgesetzt, das die Dickfelligkeit unserer Gegner uns dies nicht unmöglich machen werde.

— **Die Freie Israelitische Vereinigung** übersendet uns die Thesen zu dem Referate des Rechtsanwalts Dr. Bodenheimer über „Die jüdische Kolonisation“ mit dem Ersuchen um Veröffentlichung und dem Bemerken, daß diese Thesen von der Versammlung in Berlin am 27. v. Mts. angenommen worden seien. Während wir dem Ersuchen entsprechen, müssen wir dem Bemerken widersprechen: Die Thesen sind gar nicht zur Abstimmung gelangt und konnten somit nicht angenommen werden. — Die Leitsätze nebst der Resolution haben folgenden Wortlaut: I. Die Ursachen, welche mit Notwendigkeit die jüdischen Massen in Rußland, Rumänien und im Orient zur Auswanderung und zur Kolonieengründung drängen, sind dieselben, welche allenthalben Religions- oder Volksgemeinschaften hierzu veranlaßt haben, nämlich: a) Oertliche Uebervölkerung; b) wirtschaftliche und soziale Mißstände; c) religiöse, nationale und politische Verfolgungen. II. Eine dauernde Hilfe für die zur Auswanderung gezwungenen Elemente ist nur von der rationellen Entwickelung der Kolonisationsbestrebungen unter den Juden zu erwarten. III. Das für die Bildung von Kolonieen zur gewerblichen oder landwirtschaftlichen Thätigkeit geeignete Menschenmaterial ist unter den Auswanderern in hinreichendem Maße vorhanden, wie die Erfahrungen auf den jüdischen Kolonieen in Rußland, Palästina und Argentinien mit unwiderleglicher Klarheit beweisen. IV. Die erforderlichen Geldmittel zur Kolonisation sind teils unter den Auswanderern selbst vorhanden, teils können dieselben durch Bildung von Genossenschaften und Aktiengesellschaften 2c. behufs Gründung wirtschaftlicher Unternehmungen in den Kolonieen beschafft werden. V. Der Privatwohlthätigkeit fällt lediglich die Aufgabe zu, auf den Nutzen dieser Unternehmungen hinzuweisen, die ersten Versuche zu unterstützen und daher in erster Linie die bestehenden jüdischen Kolonieen zu Musterkolonieen zu gestalten. Es wird demnach der Versammlung die folgende Resolution zur Annahme vorgeschlagen: „Die Freie Israelit. Vereinigung beauftragt den Ausschuß für Kolonisation, der nächsten Vollversammlung einen Plan über die Mittel und Wege vorzulegen

wie die bestehenden Kolonieen durch die deutschen Juden gefördert werden können und hierbei zu berücksichtigen, ob nicht die Gründung einer Spar- und Kreditbank zu diesem Zwecke erforderlich und möglich sei."

— **Das Wiener Tollhaus.** Als die Judenhatz in Deutschland begann, soll der entschlafene Berthold Auerbach tief verletzt den Ausspruch gethan haben: „Deutschland ist ein Tollhaus geworden". Welche Analogie der hochgestimmte Mann für Oesterreich geschaffen hätte, läßt sich jetzt schwer sagen. Fast keine Sitzung des niederösterreichischen Landtages vergeht ohne einen antisemitischen Skandal schlimmster Art. Am 3. d. M. wurde im niederösterr. Landtage ein Gesetz betreffend Abänderung des Landtagswahlrechts beraten. Wie die jüdischen Litteraturvereinsredner in Deutschland, so wissen die antisemitischen Parlamentsredner in Oesterreich alles in eine gewisse Beziehung zu den Juden zu bringen. Gregorig z. B. hielt bei der gen. Beratung eine Hetzrede wider die Juden, die sogar einzelnen Antisemitenblättern in Berlin ein wenig stark vorkam. Hier die Szene nach dem Parlamentsbericht: Gregorig führte aus: Der Jude ist ans Wohlleben auf Kosten der Christen gewöhnt. In den Badeorten finden Sie 90 % Juden, die hingehen, um ihren Leib zu stärken, um im Herbst mit gesunden Krallen zurückzukommen und das Eigentum der Christen anzugreifen. In Karlsbad finden Sie die gesamten Wiener und Berliner Kridare. (Der Landmarschall forderte den Redner auf, zur Sache zu sprechen.) Gregorig: Der Luxus wird doch nur von Jüdinnen getrieben, das Laster zumeist von Jüdinnen oder von Weibsbildern, die von Juden ausgehalten werden. Gregorig griff dann die jüdischen Advokaten und Aerzte an, und fuhr fort: Die Juden besitzen eine Frechheit, die über alle Grenzen geht, auch das Gewerbe wird von ihnen durch Betrug und Schwindel zu Grunde gerichtet, die jüdischen Fabrikanten arbeiten nur in Betrugsware. (Der Landmarschall forderte den Redner nochmals auf, zur Sache zu sprechen und solche Ausfälle zu unterlassen.) Gregorig: Nachdem mich der Landmarschall in der Verteidigung des christlichen Volkes (!) hindert, werde ich abbrechen. Ich beantrage folgenden Zusatz: Juden, getaufte oder nicht getaufte, sind vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen. (Gelächter.) Der Jude ist gemeingefährlich, es giebt gegen die Uebergriffe des Juden nichts anderes als die Einziehung der Judengüter und bis das gesetzlich erreichbar ist, gebührt diesen überfrechen Individuen nichts als die Hundepeitsche. — Landmarschall: Ich rufe Sie zur Ordnung! (Beifall). — Abg. Schneider erklärte, er könne den Juden Menschenrecht nicht zuerkennen, man sollte dahin streben, daß der Umgang zwischen Menschen und Juden als „widernatürliche Unzucht" unter das Strafgesetz falle. (Gelächter.) Die Ablehnung des Antrages mit allen gegen drei antisemitische Stimmen vermochte den Eindruck, daß man sich nicht in einem Parlamente, sondern in einem Tollhause befinde, nicht abzuschwächen.

— **Präsident Herzl.** Herr Dr. Theodor Herzl, Verfasser der Broschüre „Der Judenstaat" und anderer feuilletonistischer Scherze, ist auf einer Reise nach Konstantinopel begriffen. Unterwegs sind ihm Ehren erwiesen worden, als wäre er schon Präsident der Republik Palästina. So ist er an der Landesgrenze Bulgariens von zwei Verehrern und in Sofia von einer 600köpfigen Menge erwartet worden. Bei seiner Ankunft schwenkten, wie ein offiziöser Bericht aus Sofia meldet, alle Anwesenden die Hüte und begrüßten ihn mit einem „Baruch habba". Es wurden alsdann zwei Ansprachen gehalten, und Dr. Herzl soll so gerührt gewesen sein, daß Thränen in seinen Augen sichtbar wurden. — Einen gleichen Effekt hat das bloße Lesen des Berichtes bei uns erzielt.

— **Drumonts Gedächtnis.** Marquis Morés — ein Opfer jüdischer Rachsucht. Wir haben vor acht Tagen vorausgesagt, daß diese Entdeckung gemacht werden würde, und sie ist gemacht worden; Herr Drumont, der Herausgeber der Libre Parole, hat sie gemacht. In einem offenen Briefe zeigt uns der „Univers Israélite", was Monsieur Drumont alles zu leisten imstande ist. Der Brief lautet: „Der Tod des Marquis Morés bietet Ihnen wiederum Gelegenheit, die Juden der niederträchtigsten Absichten zu beschuldigen. Die Juden sollen Morés ermordet haben, wie sie einst den Oberst Flatters und seine Begleiter ermordet haben (in dieser seiner Begleitung befand sich auch der Sergeant Demery, ein notorischer Jude). Aber das Gedächtnis ist eine schöne Sache und die Logik gleichfalls Ihnen fehlt beides und unter diesen Umständen ist es zum Teil schmeichelhaft für Sie, daß Ihr Judenhaß Sie jede Erinnerung verlieren läßt für das, was Sie früher geschrieben haben. In „La france juive", Band I, Seite 42, schreiben Sie nämlich: „Flatters war Jude von Geburt und er starb unzweifelhaft als Opfer einer religiösen Idee wie seiner eifrigen Hingabe an die Wissenschaft!" Und heute ist Flatters ein „Opfer der Juden" geworden. Dieses Citat aus dem Evangelium des Boulevard Montmartre genügt, um an den Fingern herzählen zu können, welche Fortschritte Sie bereits gemacht haben. Man weiß wahrhaftig nicht, was man mehr bewundern soll: die Verblendung Ihrer Leser oder die Unverfrorenheit, mit der Sie denselben blauen Dunst vormachen."

— **Tolstoi über die Judenfrage.** Nach einer Mitteilung der „Jewish Chronicle" soll sich Graf Leo Tolstoi über die sog. Judenfrage und die Stellung des Kaiser Nikolaus II. zu dieser Frage wie folgt geäußert haben: „Ich verstehe, offen gestanden, weder die antisemitische Partei, noch die Mittel in diesem Kampfe, noch die Frauen, welche die Antisemiten unterstützen. Kürzlich erhielt ich den Besuch eines österreichischen Abgeordneten, der mir auseinandersetzen wollte, daß die Antisemiten die wahren Liberalen seien und nur den Kapitalismus bekämpften. „Aber was hat das mit der Gleichheit der Konfessionen zu thun?" fragte ich, „für mich ist die Gleichheit Aller vor dem Gesetze eine unumstößliche Forderung! Welches Elend, wenn diese Forderung nicht in der Verfassung gewährleistet ist, und welch noch größeres Unrecht, wenn dies Recht festgelegt ist und die Regierung es doch nicht beobachtet. Unser Kaiser ist ein Feind des Antisemitismus. Erst vor wenigen Tagen wurde ihm eine Liste von Offizieren zur Beförderung vorgelegt, in der sich auch die Rubrik „Religion" befand. „Wozu ist es nötig, die Religion anzugeben?", rief Zar Nikolaus aus, „sie hat nichts mit dem Verdienst zu thun." — Wir wünschten, die Nachricht wäre wahr.

Feuilleton.

Die Subotniki.

Von A. N. Stein, Dwinsk (Rußland).

In der vorigen Nummer dieses Blattes ist ein kurzer Bericht aus den „St. Peterburgsk. Wiedomosti“ über die in der Ueberschrift bezeichnete judaisierende Sekte in Rußland reproduziert worden. Dieser kurze Bericht giebt mir Veranlassung, etwas ausführlicher auf das Leben dieser Sektierer einzugehen und das mitzuteilen, was ich unter ihnen erlebt und über sie erfahren.

Die Subotniki („Sabbatianer“) sind in den Wolgagouvernements und den Kosakenprovinzen am Don, im Kuban und in Kaukasien anzutreffen. Woher diese Sekte mit mosaischen Traditionen und jüdischen Sympathien in den entfernten Wolgasteppen und in Urwäldern des östlichen Rußland gekommen ist, ist noch nicht hinreichend erörtert worden. Die Annahme, daß sie ihren Ursprung habe in der geschichtlich bekannten jüdischen Propaganda der Juden Zacharias, Joseph Samuel Skariawy und Moses Chapuscha, welche im 15. Jahrhundert in Nowgorod das Judentum predigten und zahlreiche Anhänger fanden — eine Annahme, welche die meisten russischen Geschichtsforscher vertreten — ist nicht stichhaltig, da die genannten Männer sich wie bekannt ausschließlich auf die gelehrte Geistlichkeit und die höheren Volksklassen — den Hof des Zaren Johann III. in Moskau nicht ausgenommen — erstreckte. Die Subotniki dagegen sind durchweg Bauern und Kleinbürger, denen die Bücherwelt jener Zeit völlig fremd war. Versuchen wir es jedoch, gestützt auf den Erfahrungssatz, daß zwischen Vergehen und Entstehen zweier völkerpsychologischer Erscheinungen oft eine Kausalverbindung zu entdecken ist, mit der Frage: Ist denn wirklich das Chazarenvolk mit seinen mosaistischen Traditionen und geistigen Errungenschaften untergegangen, ohne jegliche Spur zu hinterlassen? Sollte das Chazarenvolk von der Bildfläche verschwunden sein, ohne Trümmer oder Splitter einer jüdischen Tradition hinterlassen zu haben? Nein. Wenn wir in den von dem Chazarenvolke ehedem bewohnten Landstrichen einer Sekte mit jüdischer Tradition begegnen, müssen wir notgedrungen zu der Annahme gelangen, daß diese Sekte ein Ueberbleibsel des Chazarenvolkes ist, dessen geistiges Erbteil sie bis auf den heutigen Tag pflegt.

Die Regierung drückt bei dem Treiben der Sabbatianer ein Auge zu, da sie in ihnen fleißige, nüchterne und arbeitsame Bürger findet. Kaiser Nikolaus I., der ein Feind aller Sektiererei war, hat mehreren Sabbatianerfamilien erlaubt, öffentlich das Judentum anzunehmen. Er duldete lieber das Bekennen der jüdischen Religion, als das verpönte Sektierertum. Die Sabbatianer haben — dafür zeugt schon ihr Name — ursprünglich von allen ihren Traditionen nur die Heiligung des Sabbats als Ruhetag behalten. Sympathien aber für Juden und Judentum, die sie fast gar nicht kannten, haben sie Jahrhunderte hindurch in ihrem Herzen getragen, ähnlich wie wir Liebe und Anhänglichkeit für unsere in der Ferne lebenden, persönlich uns unbekannten Verwandten hegen.

Die Neuzeit aber, welche auch das innere Rußland den Juden teilweise erschlossen hat, wie auch das Eisenbahn- und Telegraphennetz, das die entferntesten Gegenden, Nationalitäten und Geistesrichtungen einander näher rückt, haben auch die Subotniki dem jüdischen Wesen näher gebracht. Alles, was sie von jüdischer Weise erfahren, haben sie sich angeeignet und halten daran mit einer Zähigkeit fest, die einzig in ihrer Art ist. Die in letzter Zeit unternommenen Uebersetzungen der jüdischen Gebetbücher ins Russische hat dazu beigetragen, daß die Sabbatianer sich die jüdische Liturgie angeeignet haben, und wir werden es vielleicht noch erleben, daß auch unter ihnen Sekten entstehen, die über die Frage: aschkenesischer oder sephardischer Ritus? mit einander streiten und die Regierung zu einem Votum auffordern werden, ob Baruch scheamar vor Hodu oder Hodu vor Baruch scheamar zu beten sei. . . .

Meine erste Bekanntschaft mit einem Sabbatianer konnte ich vor etwa 20 Jahren verzeichnen. Ich war eines Morgens so gegen 5 Uhr nach Warschau gekommen. Das Hotel, in welchem ich immer zu logieren pflegte, war stark besetzt, da es gerade Wollmarkt war. Der Verwalter des Hauses wies mir vorläufig ein Zimmer an, welches bereits einen Insassen hatte. Ich ließ mir die Theemaschine reichen und schlürfte den erwärmenden Trank. Währenddessen war mein unbekannter Zimmergenosse erwacht. Er stand auf, wusch sich und fing an etwas vor sich hinzumurmeln in einer Sprache und einer Weise, die mir fremdartig waren und meine Neugierde erregten. Ich fragte den jüdischen Hoteldiener, wer der Fremde sei. — „Das ist ein Subotnik“, antwortete er mir leise, „und er betet Psalmen in hebräischer Sprache“. Indertthat, der Fremde war einer von den unter Kaiser Nikolaus I. Bekehrten und als Voll-Jude auch des Hebräischen nicht ganz unkundig. Aber — welch ein barbarisches Hebräisch! Armer König David, so wurden deine herrlichen Psalmen noch nie vorgetragen! Müde von der Reise hatte ich mich auf das Sopha hingestreckt und war bald eingeschlafen. Plötzlich erhielt ich einen heftigen Rippenstoß. Ich sprang auf — vor mir stand der Sabbatianer wutschnaubend. „Jüdische Fratze,“ rief er zähneknirschend, „hast deine Füße auf meinen Taliß und Tefilin gelegt!“ Wahrhaftig, mea culpa, in meiner Schlaftrunkenheit hatte ich wirklich die geheiligten Gegenstände in der Ecke des Sophas nicht bemerkt und sie mit meinen Füßen profaniert.

Obwohl der Rippenstoß des Sabbatianers nicht sehr sanft und das Epitheton nicht sehr schmeichelhaft für mich gewesen, so hatte doch die ganze Szene für mich etwas Belustigendes; das Schimpfwort „Jüdische Fratze“ (shydowskaja charia) im Munde des fanatischen judaisierenden Bauern hatte mich mehr amüsiert als gekränkt.

Ein Freund erzählte mir folgende interessante Erlebnisse: Ich war, sagte er, nach Wladikawkas gekommen, wo ich verschiedene Lieferungen für das Militär hatte und einige Monate zubringen mußte. Der zweite Tag nach meiner Ankunft war ein Samstag und es befremdete mich ungemein, auf dem Platze vor dem Hotel eine Menge Burschen und Dirnen festlich gekleidet und miteinander schäkernd, flanieren zu sehen. „Warum treibt sich das Volk da müßig herum, heute ist ja nicht Feiertag?“ fragte ich den Hotelschweizer. —

„Das sind ja Juden und heute ist Sabbat", war seine Antwort. Ich war nicht wenig erstaunt, denn ich dachte mir immer die Subotniki als Sektierer, die ihr Wesen im geheimen treiben. Daß sie ihr Bekenntnis so offen, so zu sagen auf der Straße zur Schau tragen, wußte ich bis dahin nicht. Bald wurde mir aber vergönnt, einen dieser eigenartigen „Juden" näher kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

Die Nedan.

Humoreske von Eduard Kulke.

Die Trauung war für Sonntag ein Uhr festgesetzt. Im Tempel in der Seitenstettengasse in Wien waren die üblichen Vorbereitungen getroffen, und Mannheimer, der Prediger, war bereits an Ort und Stelle, die Kopulation vorzunehmen. Aber das Brautpaar war nicht da. Es wurde viertel auf zwei, halbzwei, dreiviertel, man wartete und wartete, aber die Brautleute kamen noch immer nicht. Selbst der sanfte und milde Mannheimer fing an, ein wenig ungeduldig zu werden, aber es nützte nichts, von einer Braut und einem Bräutigam war keine Spur, und schon hatte es den Anschein, als sollte man unverrichteter Dinge den Tempel verlassen, als endlich um zwei Uhr die Brautleute mit einigen Hochzeitsgästen ankamen. Sie begaben sich in den Zeremoniensaal.

Trotz seiner liebreichen Art, mit Menschen zu verkehren, konnte Mannheimer die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es doch wohl nicht passend sei, ihn eine Stunde warten zu lassen.

„Herr von Mannheimerleben," sagte der Bräutigam, „ich kann, soll ich leben, nichts dafür, daß Sie haben gemußt warten so lang. Schuld an allem ist nur das Geld."

„Wie meinen Sie das?" fragte Mannheimer.

„Wie soll ich es meinen," entgegnete der Bräutigam, „ich mein' es offen und ehrlich, genau so, wie es ist. Fünfhundert Gulden hat man mir zugesagt, alsdenn will ich meine fünfhundert Gulden haben."

„Man hat Ihnen also das Geld nicht gegeben?" fragte Mannheimer.

„Da steht er ja," erwiderte der Bräutigam.

„Wer?" fragte Mannheimer.

„Der Vater von der Braut," setzte der Bräutigam fort, „da steht er, fragen Sie ihn, ob er mir einen Kreuzer gegeben hat."

„Sie haben dem Bräutigam fünfhundert Gulden zugesagt?" also wendete sich Mannheimer an den Vater der Braut.

„Herr von Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „warum hätt' ich ihm nicht gesollt zusagen fünfhundert Gulden?"

„Nun, und warum geben Sie ihm das Geld nicht?" fragte Mannheimer.

„Herr von Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „erst müssen Sie fragen, ob ich's hab'."

„Nun, haben Sie's?"

„Nu, hab' ich's?"

„Sie haben es also nicht?"

„Von wannen soll ich es haben?"

„Und wie konnten Sie fünfhundert Gulden zusagen, wenn Sie das Geld nicht haben?"

„Ich bitt' Ihne, Herr von Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „was thut ein Vater nicht alles, um ein Kind auszugeben! Die größten Opfer bringt man. Man strengt sich an über'n ‚Jechoiles' (über seine Kräfte)."

„Gar so sehr angestrengt haben Sie sich nicht," sagte Mannheimer.

„Ich hab' mich wirklich sehr angestrengt," entgegnete der Brautvater, „herumgelaufen bin ich in ganz Wien zu allen Bekannten und hab' mir gewollt ausleihen von einem jeden so viel wie möglich."

„Die Bekannten haben Ihnen aber nichts geliehen," sagte Mannheimer gutmütig lächelnd.

„Oißer einen Kreuzer."

„Es ist doch ein großer Leichtsinn," sagte Mannheimer, dessen Miene inzwischen wieder sehr ernst geworden war.

„Herr von Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „das ist leicht gered't. Leichtsinn hin, Leichtsinn her. Die Hauptsach' ist, wenn ich das Geld hätt', möcht' ich es ihm geben aber wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren."

„Und was sagen Sie dazu?" wendete sich hierauf Mannheimer wieder an den Bräutigam.

„Herr von Mannheimerleben," gab der Bräutigam zur Antwort, „was soll ich dazu sagen? Was ich dazu sagen thu', das hab' ich doch schon gesagt. Meine fünfhundert Gulden will ich haben."

„Und Sie würden der fünfhundert Gulden wegen das Mädchen sitzen lassen?" fragte Mannheimer.

„Ob!" sagte der Bräutigam.

„Fühlen Sie," fragte Mannheimer, „gar keine Neigung für das Mädchen?"

„Warum nicht," sagte der Bräutigam, „Neigung hab' ich auch."

„Also," sagte Mannheimer, „folgen Sie der Neigung Ihres Herzens und machen Sie der peinlichen Sache ein Ende."

„Herr von Mannheimerleben," sagte der Bräutigam, „Neigung ist recht, aber erst muß ich haben meine fünfhundert Gulden. Ich kann doch nicht nehmen ein Mädchen ohn' Geld! Was soll ich anfangen mit ein' Mädchen ohn' Geld? Wissen Sie nicht, Herr von Mannheimerleben, wie das Sprichwort sagt: ‚Ohn' Geld ist ka Chassene'."

„Und wozu sind Sie denn eigentlich hieher gekommen?" fragte Mannheimer, „Sie mußten das doch schon zu Hause wissen, daß die fünfhundert Gulden nicht da sind!"

„Fragen Sie ihn," antwortete der Bräutigam, indem er mit dem Zeigefinger auf den Vater der Braut deutete, „er hat gesagt, wir sollen nur in Gott's Namen hergeh'n, der Herr von Mannheimer wird die Sach' schon in Ordnung bringen."

„Ja, mein Lieber, was meint denn der Vater Ihrer Braut?" fragte Mannheimer, „meint er vielleicht, der Prediger hat die Obliegenheit, die Mitgift der Braut zur Trauung mitzubringen?"

„Was weiß ich, was er meint," entgegnete der Bräutigam, „da steht er ja, Sie können ihn ja fragen."

„Herr von Mannheimerleben," sagte der Brautvater, „die ganze Welt weiß, daß der Herr von Mannheimerleben ist ein feiner Mensch und thut heraushelfen einem jeden; hab' ich mir gedacht, er wird mich auch nicht stecken lassen, geh'n wir

nur her zu der ‚Chuppeh‘, der Herr von Mannheimerleben wird schon machen, daß die Partie nicht wird zurückgehen.“

„Lieber Herr,“ sagte Mannheimer, „Sie überschätzen meine Kraft.“

„Nu, Herr von Mannheimerleben,“ sagte der Brautvater, „machen Sie sich nicht klein. Die ganze Welt weiß, ein Wort von Ihnen ist mehr wert, als wie tausend Wörter von mir.“

„Ach so,“ sagte Mannheimer, „Sie meinen, ich soll für Sie Bürgschaft leisten.“

„Chodsche (meinetwegen)!“ sagte der Brautvater.

„Ob sich aber der Bräutigam mit meiner Bürgschaft zufrieden geben wird,“ sagte Mannheimer mit einem leisen Anflug von Ironie.

„Herr von Mannheimerleben,“ sagte der Bräutigam, „wenn Sie mir gut steh'n, das ist mir so viel, wie wenn ich das Geld schon in der Tasch' haben möcht'. Wenn Sie mir aber nicht glauben, daß ich zu Ihnen ein so großes Vertrauen hab', können Sie mir ja e Wechsele geben.“

Mannheimer mußte lächeln über die urnaive Form dieser Pfiffigkeit und hatte den Humor, auf die Sache einzugehen. Der allzeit getreue Tempeldiener in seinem braunen goldbetreßten Rocke mit dem imponierenden Zweispitz auf dem Haupte mußte dafür Sorge tragen, ein Wechselblanquett zur Stelle zu schaffen. Der Primawechsel wurde im Zeremoniensaale ordnungsmäßig ausgestellt, zahlbar nach Sicht, und Mannheimer setzte sein Accept darunter. Mit großer Befriedigung steckte der Bräutigam das Papier in die Tasche, und nachdem dies Geschäft erledigt war, begaben sich die Anwesenden aus dem Zeremoniensaale in den Tempel, woselbst der Trauungsakt vollzogen wurde. — —

Es wirkte wie eine Ironie des Geschickes, was sich an derselben Stelle, an demselben Tage einige Stunden später ereignete. Zufällig traf es sich, daß für fünf Uhr Abends eine zweite Trauung angesetzt war. Der Tempel, in welchem kurz vorher nach Ueberwindung so großer Schwierigkeiten vor wenigen Hochzeitsgäften eine so armselige Trauung stattgefunden hatte, erstrahlte jetzt in vollstem Lichterglanze. Die ganze Wiener Finanzwelt war im Tempel versammelt und füllte ihn bis auf den letzten Platz. Ein Kranz von schönen, aufs Reichste geputzten Damen, deren Geschmeide an Ohren und Brust dem Publikum in die Augen glitzerte, war anwesend bei der Trauungsfeier; es galt die Verbindung zweier in der Finanzwelt hervorragender Familien, der Häuser Tedesco und Worms.

Nachdem die feierliche Zeremonie vorüber war und sich alles herbeidrängte, dem Brautpaar zu gratulieren, benützte Mannheimer die günstige Gelegenheit, in dieser von Gold und Freude strotzenden Versammlung zu Gunsten der armseligen Brautleute, die er wenige Stunden vorher an derselben Stelle miteinander verbunden hatte, seine Stimme zu erheben. In der ihm eigenen herzgewinnenden Weise erzählte er mit schlichten Worten die Geschichte der vorangegangenen Trauung, und seine Schilderung des Elends, das ihm dabei zu Tage getreten, öffnete weit die Schleusen jüdischer Wohlthätigkeit. Rasch öffneten sich alle Brieftaschen und in weniger als zehn Minuten war eine Summe beisammen, die das Dreifache der Mitgift, für deren Zahlung der Prediger sich verbürgt hatte, weitaus überstieg. Mehr als achtzehnhundert Gulden hatte die improvisierte Kollekte ergeben. Alles beglückwünschte den Prediger zu dieser schönen und edlen That.

Am anderen Tage ließ Mannheimer den Mann mit dem Wechsel zu sich kommen und eröffnete ihm, daß er bereits in der Lage sei, den Wechsel einzulösen. Er begann das Geld auf den Tisch zu zählen, und als fünfhundert Gulden aufgezählt waren und der junge Ehemann das Geld einstreichen wollte, sagte Mannheimer: „Warten Sie, wir sind noch nicht fertig“, und zählte weiter.

Der Inhaber des Wechsels traute seinen Augen kaum, als die Aufzählung des Geldes gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Schließlich hatte die Sache doch ein Ende, und wohlgezählte 1830 fl. lagen auf dem Tische.

„Sie bekommen da,“ sagte Mannheimer, „eine Mitgift, die weit größer ist, als Sie sie erwarten durften. Sie müssen also gestehen, Sie haben eine gute Partie gemacht.“

„Eine sehr gute Partie, Herr von Mannheimerleben,“ sagte der Mann, während er das Geld einstrich. „Soll ich leben und gesund sein, mein Schwäh'r ist ein großer Chochem. Er hat noch eine Tochter, und efscher*) verspricht er bei der zweiten Tochter noch eine größere Nedan.“

Aschmadai.

(Aus dem jüdischen Legendenschatz.)

Von Joachim Rosenauer.

(Fortsetzung.)

Des Jünglings feurige Seele ward freudig aufgeregt durch diesen Zuruf des Königs; denn welch' schöne Gelegenheit war das nicht wieder, um Ruhm auf Ruhm zu häufen? — Er trat hervor, beugte sein Knie vor dem König, und nachdem er sich einige der edelsten Männer in der Versammlung zum Gefolge auserlesen hatte, verließ er den herrlichen Prunksaal, um sogleich die weite Reise anzutreten.

Viel Drangsal, Not und Elend mußte er erdulden auf diesem beschwerlichen Zuge durch ein dürres, ausgetrocknetes Land, wo weder ein Kraut zur Nahrung wächst, noch Wasser zur Labung und Kühlung fließt, und auch keine schattenreichen Bäume dem sandigen Boden entsprossen, um vor dem Stiche der Sonnenstrahlen zu bewahren. — Nach langer Zeit endlich ersah er mit großer Freude den düsteren Felsen, wo der Auerhahn hausen sollte. Sogleich befahl er seinem Gefolge, die Gegend zu durchspähen nach der Spur des wilden Hahnes. Lange konnte man ihn nicht auswittern, es schien, als hätte er sich in das innerste Eingeweide des Felsens zurückgezogen; endlich aber vernahm man eines Tages ein heiseres Gekrähe, und das leitete bald auf seine Spur. Und als nun der Auerhahn die Menschen sich ihm nähern sah, schlug er wütend um sich mit den federarmen Flügeln, gleichsam als ahnte er den Zweck ihres Kommens; doch da man den Schamir nicht bei ihm ersah, so wurde der Felsen noch ferner durchspäht. Bald jedoch meldete einer aus dem Gefolge dem Benajahu, man hätte das Nest des Auerhahns, wo er seine junge Brut im Schatten einer Palme verwahre, aufgefunden. Sogleich durchblitzte ein Gedanke des klugen Jünglings Gehirn, er befahl,

*) Vielleicht.

einen großen Stein auf die Oeffnung des Nestes zu wälzen, und nachdem dies geschehen war, verbarg er sich mit seinem Gefolge in einer Höhlung des Felsens, die in der Nähe des Nestes sich befand, um zu beobachten, was geschehen würde. Und siehe da! Was er erwartet hatte, geschah! Der Auerhahn nämlich ließ nicht lange auf sich warten, er kam beladen mit Futter für seine Jungen, doch da er einen Stein vor die Oeffnung gewälzt fand, bemühte er sich anfangs, ihn wegzurücken; da jedoch all' seine Mühe und Kraftanstrengung vergeblich war, holte er den Schamir aus seinem engen Gewahrsam herbei und legte ihn auf den Stein, damit er zerteilt würde; doch in diesem Augenblicke sprang Benajahu mit seinem Gefolge hervor und verursachte ein so großes und fürchterliches Geräusch, daß dadurch der Auerhahn verscheucht und somit den klugen Männern Israels der Schamir zur Beute wurde. Als sie sich nun mit dem glücklichen Fange entfernen wollten, wurden sie noch lange von dem Auerhahne verfolgt, der in großer Wut mit seinen spitzigen Krallen auf sie einhieb; da er jedoch damit nicht den Schamir wieder erringen konnte, so erwürgte er sich, indem er seinen Hals zwischen zwei Steine steckte.

Großer Jubel und hohe begeisterte Freude herrschte in Jerusalem, der Großstadt, als der Held Benajahu, Sohn Jehojadas, mit dem Schamir in ihre Mauern einzog. Man veranstaltete Feste und brachte Freudenopfer dar dem Gotte Israels, Jehova zu Ehren, der das Unternehmen des kühnen Jünglings durch das herrliche Gelingen krönte.

Nun erst konnte der Bau des Tempels begonnen werden. Er dauerte sieben Jahre; aber das Werk entsprach der langen Zeit seines Entstehens. Laßt uns lieber schweigen, Freunde! Denn welche Zunge vermöchte zu schildern die Pracht und all' den Glanz und die hohe Majestät, die über jeden einzelnen Teil des erhabenen Tempels ergossen war; noch nie seit jener, ach längst entschwundenen Zeit trug die Erde solch' kostbare Last, als der Tempel zu Jerusalem war, keines Menschen Auge wird je solche Herrlichkeit erschauen!

Aschmadai, der gewaltige Meister der Schedim, war die ganze Zeit von Salomo gefangen gehalten worden; denn der weise König wollte sich von ihm noch über so manches belehren lassen, fand aber während der sieben Jahre keine Zeit und Gelegenheit, dies zu bewerkstelligen. Endlich, nachdem das Haus Gottes eingeweiht war, ließ er ihn vor sich bringen und sprach zu ihm also: „Mächtiger und gewaltiger Meister der Schedim! Daß ich dich so lange deiner Freiheit beraubte, geschah blos darum, um mich von dir über so manches mir Rätselhafte aufklären zu lassen. Vor allem aber gieb mir die Ursachen deines sonderbaren Benehmens an, das du auf der Straße zeigtest, da man dich gefangen mir zuführte. Sag' an, was bewog dich, jenen Blinden auf den rechten Weg zu leiten, als er in ein Dornengestrüppe geraten war? Denn Barmherzigkeit darf ich wohl nicht bei einem bösen Dämon zu finden hoffen!"

Und Aschmadai erwiderte: „Jener Blinde ist ein frommer und gerechter Mann; im Himmel hörte ichs ausrufen, daß jeden, der ihm einen Dienst erzeigt, hoher Lohn erwarte."

„Und warum leitetest du jenen Trunkenbold auf den rechten Weg, als er eben einer Grube zuschwankte?"

„Jener Trunkenbold ist ein Bösewicht und ungerechter Mann, und damit er nun schon auf Erden den Lohn seines wenigen guten Thuns empfange und jenseits ganz der Strafe anheimfalle, ward's im Himmel ausgerufen, daß jeglichen hoher Lohn erwarte, der ihm eine Wohlthat erzeigt."

„Und warum lachtest du, als jener Mann dem Schuster zurief: „Heda, Freund! macht mir ein Paar Stiefel auf sieben Jahre!?"

„Der Narr! Stiefel verlangt er auf sieben Jahre, und ist doch sieben Tage nicht seines Lebens sicher!"

„Und warum weintest du, als du dem lustigen Hochzeitszuge begegnetest, der mit Cymbeln und Pauken an dir vorüberschritt?"

„Warum? — O mächtiger König Israels, jetzt, in dem Augenblicke, da ich mit dir spreche, hat eben ein gieriger Wurm den letzten Fleischrest von den Gebeinen jenes Bräutigams abgenagt. Er starb fünf Tage nach der Hochzeit; das wußte ich und weinte darum!"

„Da du jenen Zauberer sahst, der, auf einem großen Steine sitzend, den Leuten ihr künftiges Schicksal prophezeite, warum lachtest du?"

„Warum sollte ich nicht lachen? Der Narr wollte gewaltsam den Schleier der Zukunft enthüllen, indem er, was künftig geschehen sollte, vorher verkündete und wußte doch nicht einmal, daß er auf einem Steine saß, unter dem ein königlicher Schatz vergraben lag!"

Nachdem Aschmadai also gesprochen hatte, erhob sich Salomo von seinem Throne, und ernsten Angesichts befahl er sowohl den anwesenden Gelehrten und Weisen als auch der ganzen übrigen Versammlung, sich zu entfernen. Es geschah. Nun schritt der König auf Aschmadai zu und sprach: „Schon aus dieser ängstlichen Sorgfalt, womit ich meine Umgebung verscheuchte, wird es dir klar geworden sein, daß es nun ein hohes und wichtiges Wort gelte. O Aschmadai! Bei dem Gotte, den du verehrst und auch ich anbete, beschwöre ich dich, mir folgende Fragen wahr zu beantworten! Vernimm: Ich Salomo, Davids Sohn, beherrsche und regiere Geschöpfe aus Fleisch, Blut und Knochen geformt; du, o Aschmadai, bist König und Meister von Wesen, an denen nichts Körperliches ist, die weder in Zeit noch in Raum beschränkt werden, und die sowohl die Unterwelt als auch den Himmel und die Erde zum Wohnsitz sich erwählen können. — Das sind nun inderthat gar hohe Vorzüge, die der Schöpfer euch an einem Schöpfungstage verliehen; aber nun in der Zeit, da ich noch nicht der Verwesung preisgegeben bin, da noch warmes Blut meine Adern durchkreist und kräftiges Mark mein Gebein erfüllt, nun möchte ich wohl wissen, was du vor mir voraus hast? — Ein spöttisches Lächeln seh' ich wohl dein Antlitz umschweben, aber sag' an, konnte nicht durch deine Gefangennahme, die einem meiner Knechte gelang, der Gedanke in mir erregt werden, ob oder in welchem Maße wenigstens den Wesen deines Gleichen mehr Gewalt und Macht zu Gebote stehe, als mir, dem Geschöpfe aus Fleisch und Blut?"

Und Aschmadai erwiderte hierauf: „Wohl kommt es dir zu, hoher und mächtiger Fürst, solche Fragen an mich zu richten. Du, deß' kräftiger Geist bereits alle Weisheit der Erde eingesaugt, willst nun auch vollkommene Erkenntnis des

Ueberirdischen erlangen. Aber ich rate dir davon ab, König Israels! Denn nicht von Nutzen wird dir dein unbegrenztes Wissen sein, du wirst in ein Labyrinth von Irrtümern und Zweifeln geraten, dem du dich dann trotz aller Kraftanstrengung nicht entwindest. Und welche nachteiligen Folgen kann solch ein Unternehmen nicht auf dein irdisches Wohl haben; darum laß ab!"

„Nein und nimmermehr!" so rief Salomo begeistert aus, „nie ging mein Streben nach Reichtum und Schätzen. Weisheit nur und Einsicht wollte ich von Gott erflehen, darum mache mich nur bekannt mit jenen Vorzügen und der hohen Macht und Gewalt, die du vor mir voraus hast."

„Wenn du nicht den klugen Rat beachten willst, so werde ich wohl deinen Wunsch gewähren müssen. Wohlan denn! Nimm mir das goldene Kettlein ab, auf dessen jedem Gliede der Gottesname eingegraben ist, übergieb mir statt dessen die Kette, welche du um deinen Hals trägst und deinen Siegelring, den du vor dir liegen hast, und ich will dir zeigen, was ich mehr vermag als du."

Salomo that so, wie Aschmadai angeordnet hatte. Kaum jedoch war der Siegelring in die Hand Aschmadais geglitten und das goldene Kettlein ihm abgenommen, als drei furchtbare Donnerschläge den Saal erzittern machten und die prachtvolle Zimmerdecke, welche von allerlei äußerst kostbaren Zierraten strotzte, bersten machte. Aschmadai war während dieses kurzen Momentes zu einem gewaltigen Riesen herangewachsen, dessen einer schwarze Fittich den Himmel zu berühren schien, während die Spitze des anderen am Boden haftete. Seine Augen sprühten gleichsam Feuer und Flamme, die Nasenlöcher hatten sich zu thorgroßen Nüstern ausgedehnt und hauchten ganze Wolken von schwarzen Dämpfen hervor, und die Arme schienen alle Teile des Weltalls umfassen zu wollen.

Unsagbares Entsetzen erfüllte das Herz Salomos bei diesem grausigen Anblicke und machte seine Glieder erbeben. Eben wollte er durch einen Schreckenslaut seiner so sehr beklemmten Brust wieder Luft machen, wozu ihm jedoch die Zunge den Dienst versagen zu wollen schien, als er sich plötzlich mit kräftiger Hand an den Nacken gefaßt und in die Höhe geschleudert fühlte. Doch bald wußte er nicht mehr, was mit ihm geschah, denn die Sinne vergingen ihm.

Während dies in dem herrlichen Prunksaale vorfiel, harrte die gelehrte Versammlung im Vorgemache lange vergebens auf die Weisung des Königs, abermals vor ihm erscheinen zu dürfen. Endlich aber wurde ihr angedeutet, der erhabene Salomo sei bereit, sich wieder mit ihr zu besprechen. Die Gelehrten und Weisen betraten den Saal, da sahen sie nun wohl den König Salomo auf dem Throne sitzen, doch Aschmadai, der Fürst der Schedim, war verschwunden. Sie fragten nach ihm, doch ein höhnisches Lächeln nur galt statt der Antwort. Sie knüpften wieder den Faden des vorigen gelehrten Gespräches an, doch welch' ein ganz anderer Geist durchwehte jetzt die Antworten des weisen Königs, die milde, menschenfreundliche Gesinnung desselben schien während dieses kurzen Momentes in die wütendste Tyrannei ausgeartet zu sein, statt daß früher nur Worte des Segens und Heils die Lippen des milden Herrschers betreten hatten, vernahm man jetzt nur rohes Schelten und Blasphemien von ihm. Seine Rede, die sonst sanft wie Honig und Milch dem Munde entquoll, tönte nun wie das Rauschen der wild empörten Meereswogen, wenn sie vom Sturme gepeitscht werden. „Woher diese so sonderbare Veränderung, mächtiger Gebieter?" so wagten wohl einige der Weisen den König zu fragen, doch abermals mußte man ein sardonisches Lächeln statt der Antwort gelten lassen.

(Schluß folgt.)

Die Tugenden des Weibes.

(Sprüche des Rabbi Eliahu.)

Des Weibes Tugenden sind drei,
Die machen froh, die machen frei.
Die erste ist: Ein treues Herz,
Das sich bewährt in Freud und Schmerz.

Die zweite ist: Ein edler Sinn,
Der ist des Hauses Hochgewinn.
Geschäftig übet sie ihn aus,
Indes der Mann versorgt das Haus.

Der größte Schmuck ist: Freundlichkeit,
Sie sei des Weibes Alltagskleid.
Mit sanftem Blick und gutem Wort
Macht heimisch sie uns jeden Ort.

Ein Weib, das diese Tugend hat,
Das zieht der Mann wohl gern zu Rat;
Und wenn ihn auch ein Kummer drückt,
Er fühlt sich doch mit ihr beglückt.

Sie scheucht die Sorge von der Stirn,
Nimmt sanft die Qual ihm vom Gehirn;
Ein Lächeln nur von ihrem Mund
Macht seines Glückes Füll' ihm kund.

Und sieht sie, wie sie Glück gewährt,
Ist ihr das höchste Glück bescheert: —
Ist froh der Mann, freut sich das Weib,
Denn Mann und Weib sind wie ein Leib.

Wien. Eduard Kulke.

Hier und dort.

* **Berlin**, 5. Juli. Aufsehen verursachte vorgestern in der Friedrich-Straße, nahe dem Weidendamm, eine Schlägerei, welche zwischen zwei hiesigen Studenten stattfand. Die Szene entstand dadurch, daß der eine der beiden dem ihm begegnenden zweiten Studenten ohne weiteres die Worte: „Pfui Jude!" entgegengerufen hatte, eine Aeußerung, die der Beleidigte mit einer Ohrfeige beantwortete. Der nunmehr folgenden Schlägerei wurde durch hinzukommende Schutzleute ein Ende gemacht und die Studenten wurden nach der Polizeiwache gebracht.

* **Berlin**, 6. Juli. Wir setzen die Liste der Bade- und Luftkurorte, in denen Juden vor antisemitischer Anrempelung nicht sicher sind, fort. Die „Deutsche Ztg." vom 26. Juni empfiehlt das „Hofhaus" in Schliersee als „judenrein". Die „Tgl. Rundsch." berichtet, daß der Verschönerungsverein zu Ruhpolding in Oberbayern jeden Zimmervermieter mit einer

Strafe von 30 Mk. belegt, im Falle er einen Juden aufnimmt.

* **Berlin**, 7. Juli. Rechtsstehende politische Blätter bringen folgende Notiz: „Da sich die bisher im Gebrauche stehenden Lehrbücher für den Moral-Unterricht jüdischer Kinder als unpraktisch erwiesen haben, erläßt der Deutsch-Israelitische Gemeindebund ein Preis-Ausschreiben für eine, dem Verständnisse zwölfjähriger Schulkinder angepaßte Bearbeitung der „Grundsätze der jüdischen Sittenlehre“. — Wir sind gespannt, was die antisemitische Presse aus dieser Notiz machen wird.

* **Berlin**, 7. Juli. Ziemlich erhebliche Verschiebungen im Zifferverhältnis der Konfessionen gehen im Westen Deutschlands vor sich. In der Rheinprovinz ist eine Abnahme der Katholiken gegenüber der Zunahme der protestantischen und jüdischen Bevölkerung festgestellt. So z. B. betrug in der Erzdiözese Köln die Vermehrung der Katholiken von 1872 bis 1895 nur 42 pCt. (in absoluten Zahlen 651 166), die der Protestanten dagegen 84 pCt. (413 826); die Zahl der Juden ist gestiegen von 18 643 auf 30 812. Umgekehrt verschieben sich im Ruhr-Revier die Ziffern stark zu Gunsten der Katholiken.

* **Berlin**, 7. Juli. Die „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ hielt jüngst ihre General-Versammlung ab, bei welcher Gelegenheit mitgeteilt wurde, daß die Gesellschaft 4 Missionare unterhalte, 2 in Berlin und je einen in Breslau und Czernowitz. Mit Hilfe der Missionare sind in Berlin 5 Männer (2 Juristen, 2 Kaufleute und 1 Techniker) und 6 Frauen (3 aus dem Kaufmannsstande, 3 Näherinnen und 1 Lehrerin) getauft worden. Die beiden andern Missionare waren weniger glücklich; der Bekehrer in Czernowitz hat ein Mädchen so weit, daß sie sich taufen lassen will, seinem Kollegen in Breslau ist keine Seele auf den Leim gegangen.

t. **Memel**, 6. Juli. Eine furchtbare Feuersbrunst hat das russische Grenzstädtchen Schweidani betroffen. Der etwa 1200, meist jüdische Einwohner zählende und beinahe ausschließlich aus Holzbauten bestehende Ort ist fast vollständig eingeäschert. Von den obdachlosen Bewohnern weilen mehrere hier in Memel, um die Hilfe unserer Glaubensgenossen anzurufen.

H. **Frankfurt a. O.**, 2. Juli. Am Sonnabend hielt der Rabbiner und Prediger der hiesigen Synagogen-Gemeinde Herr Dr. Blumenthal, der am 1. Juli von hier schied, in der dicht gefüllten Synagoge seine Abschiedspredigt. Als Text legte der Prediger Jeremia Kap. 9 V. 22 und 23 zu Grunde. Die hohe Auffassung, die er von der Würde und Heiligkeit seines Berufs habe, wahre ihn vor selbstzufriedenem Dünkel, aber dessen wolle und dürfe er sich rühmen, daß er sich ernstlich bemüht habe, das gerechte und liebevolle Walten der Vorsehung, den Bestand und die Wirksamkeit einer heiligen Weltordnung, das Ideal der Selbstläuterung und Selbstveredlung klar zu erfassen und eindringlich zu verkünden. Zum Schluß dankte der Prediger für alle Liebe und Freundlichkeit, die er in der Gemeinde gefunden, und legte ihr die Erhaltung und Fortbildung dessen, was er dank ihrer Unterstützung habe schaffen und anregen können, ans Herz, wünschte ihr eine friedliche und gedeihliche Entwicklung und allen ihren Mitgliedern Glück und Wohlergehen. Er scheide aus seinem ihm lieb gewordenen Wirkungskreise, dem Rufe in einen größeren und hoffnungsreicheren folgend, und bitte, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren. Am Montag Abend fand zu Ehren des Scheidenden ein Bankett im Saale des Gesellschaftshauses statt.

Frankfurt a. M., 26. Juli. Für das in Jerusalem zu errichtende Hospital sind bei dem hiesigen Zentral-Komité (Adresse: Israel Roos, Frankfurt a. M.) bereits circa 70 000 Mk. eingegangen. Wenn auch der Betrag im Vergleich zu der erforderlichen Summe gering erscheint, so beweist er doch, welch' großer Sympathieen sich das Unternehmen in weiten Kreisen erfreut, so daß Aussicht auf volle Verwirklichung des hochherzigen Gedankens vorhanden ist.

N. **Duisburg**, 6. Juli. Wie sehr die jüdische Mildthätigkeit von Schwindlern ausgebeutet wird, zeigt folgender Vorfall, den ich hiermit zur Warnung veröffentliche. Kam da jüngst ein Soldat zu mir und bat in tiefster Trauer um 5 Mk. Reisegeld, sein Vater sei gestorben und er habe nicht die Mittel, in die Heimat fahren zu können. Ich hatte Mitleid und gab ihm — 6 Mk. Nun erfahre ich, daß er bei Kollegen in der Nachbarschaft dasselbe Mannöver mit Erfolg ausführte. Kommentar überflüssig.

Aus Hessen, 5. Juli. Infolge Pensionierung des Herrn Dr. Levi in Gießen soll das Amt eines Provinzialrabbiners neu besetzt werden. Unsere Othodoxen, die seit einiger Zeit organisiert sind, treten nun in geschlossener Phalanx auf und fordern entweder die Anstellung eines Provinzialrabbiners ihrer Richtung, oder aber zweier Rabbiner für beide Richtungen. Ein Flugblatt hat die Agitaton im großen eingeleitet, und am 29. Juni haben 36 Vertreter oberhessischer Gemeinden in einer Versammlung zu Frankfurt a. M. zu der Frage Stellung genommen. Einstimmig wurde beschlossen: „Wir wollen einen Rabbiner, und zwar einen streng religiösen und keinen liberalen.“

f. **Aus Hessen**, 6. Juli. Die vor. Nr. d. Bl. bringt eine Kontreverse zwischen dem Vorstand der jüdischen Gemeinde in Oberramstadt (Hessen) und ihrem früheren Lehrer. Auch Ihr Korrespondent hat wenig Neigung sich mit derartigen Dingen zu beschäftigen, doch muß er bestätigen, daß in diesem Falle die Ausschreibung der Vakanz mit der Motivierung, daß der Lehrer sich der Prüfung nicht unterwerfen wollte, ganz ungehörig gewesen ist. Der Vorstand in Oberramstadt gab dem Lehrer bei seinem Abgange folgendes Zeugnis: „— — — wir waren mit Herrn S. äußerst zufrieden, da derselbe eine vorzügliche, musikalisch gebildete Tenorstimme besitzt u. s. w. Er ist ein tüchtiger, religiöser Schochet und hat seine Pflichten stets gewissenhaft und pünktlich ausgeübt u. s. w.“ Entweder also der Beamte ist unbrauchbar, so mußte das Zeugnis etwas anders lauten, oder er ist nach seinem Abgange als tüchtig anerkannt worden, so desavouiert man ihn und sich nach seinem Abgange nicht öffentlich. Verständlich wird das Vergehen des biedern hessischen Parneß nur in dem Falle, daß er anfängt, sich zu genieren. Fleißige Zeitungsleser werden wohl schon gemerkt haben, daß Oberramstadt wie auch zum Beispiel Schweich mindestens alle

Jahr ein Mal, letztere Gemeinde aber oft alle Semester ihre Vakanz ausschreiben. Es würde dem Judentum nur nützen, wenn solche Gemeinden überhaupt nicht existierten.

g. **Mühlhausen,** (Elsaß) 6. Juli. Bei den jüngst stattgehabten Munizipalwahlen in Elsaß-Lothringen, wurde in Mühlhausen Herr Lazar Lantz, Präsident des israelitischen Konsistoriums, im ersten Wahlgange gewählt. Derselbe vereinigte mit Ausnahme der sozialistischen, sämtliche übrigen Stimmen auf sich. Herr H. Wallach, gleichfalls Mitglied des Konsistoriums, steht zur Stichwahl.

X **Wien,** 6. Juli. Der Rabbiner der israel. Religionsgesellschaft in Frankfurt am Main, Herr Dr. Salomon Breuer, hat die Wahl zum Rabbiner in der hiesigen „Schiffschul" angenommen. Der Nachfolger des sel. Rabbiner Spitzer tritt seinen Posten noch vor den hohen Feiertagen an. — Der Vorstand desselben Tempelvereines ernannte Herrn Rabbiner Josef Baumgarten, der bisher in dem Beth-Hamidrasch, Große Schiffgasse, Talmudvorträge hielt, zu seinem Dajan.

b. **Wien,** 6. Juli. Das hier erscheinende Organ zur Abwehr des Antisemitismus „Freies Blatt" hat in der dieswöchentlichen Nummer mitgeteilt, daß es nach einem vierjährigen Bestehen zu erscheinen aufhöre. Der ungenannt gebliebene Eigentümer dieser Zeitschrift, eine hervorragende christliche Wiener Persönlichkeit, welcher dem für Freiheit und Rechtsgleichheit kämpfenden publizistischen Unternehmen nahezu 100 000 fl. zum Opfer brachte, hat angesichts der antisemitischen Erfolge und den fortgesetzten Niederlagen der freiheitlichen Parteien jedes weitere Kämpfen für die gute und edle Sache für aussichtslos gehalten, umsomehr, als er in den Kreisen seiner eigenen Gesinnungsgenossen eine gewisse Apathie und Zerfahrenheit zu bemerken glaubte, die zu seinem opfermutigen Kampfeseifer im grellen Gegensatze stand. Jetzt teilt der bisherige Mitarbeiter und Leiter der Administration des „Freien Blattes", Herr Adalbert Haffner, mit, daß er vom 15. August das Blatt auf eigene Rechnung und Gefahr wieder erscheinen lassen wolle. Ob mit besserem Erfolge, als sein Vorgänger? Wir hoffen das Beste, fürchten aber das Schlimmste.

⊙ **Prag,** 5. Juli. Der k. k. Landesschulrat hat den Beschluß gefaßt, einen einheitlichen Normallehrplan für den israelitischen Religionsunterricht an Mittel-, Volks- und Bürgerschulen allen israelitischen Kultusgemeinden Böhmens anzuempfehlen. Der Lehrplan soll dem Kultusministerium unterbreitet werden, damit er event. in ganz Oesterreich eingeführt werde.

✿ **Brünn,** 5. Juli. Der hier lebende bekannte Dichter und Schriftsteller Dr. Heinrich Landesmann („Hieronymus Lorm") wird am 9. August seinen 75. Geburtstag und sein 50jähriges Schriftstellerjubiläum feiern. Dr. L. — bekanntlich ein Schwager Berthold Auerbachs — zeigt eine bewundernswerte geistige Frische, mit der sein körperliches Befinden freilich nicht gleichen Schritt hält; denn L. ist seit Jahren fast völlig erblindet.

⚒ **S.-A. Ujhely,** 3. Juli. Das im Norden des Zempliner Komitats von der Homanaer Eisenbahnstation ungefähr eine Tagereise entfernte Städtchen Sztropkó beherbergt jetzt einen sonderbaren Gast. Es ist dies der berühmteste Wunderrabbi Galiziens, der nach Sijava zuständige Rabbiner Ezechiel Halberstamm. Eine aus zahlreichen Mitgliedern der israelitischen Gemeinde bestehende Deputation fuhr dem „Heiligen" bis Girált entgegen. Von hier wurde er in überaus solenner Weise nach Sztropkó gebracht. Beim Einzuge in die Stadt ritten stattliche junge Chassidim voran, welche die Tracht der ungarischen Csikóse und meterhohe papierne Mützen trugen. Zum Wunderrabbi pilgern nicht nur die fanatischen Glaubensgenossen der Nachbar- und der entlegensten Komitate des Landes, sondern auch die Anhänger der Wunderrabbinen der Nachbarländer, so daß täglich 1500 bis 2000 Wallfahrer eintreffen. Scharenweise wimmelt das Volk in den Gassen; das Gedränge ist oft so groß, daß der Wagenverkehr unterbrochen ist. Die Wirts- und Gasthäuser, sowie auch die ziemlich zahlreichen armen Israeliten des Ortes sind dabei auf ihren Vorteil bedacht, so daß die Anwesenheit des Gastes ihnen auch ziemlich viel einbringt. Aber auch der Wunderrabbi verschmäht die heiligmilden Gaben nicht . . . . Es ist jedoch nur den Wenigsten vergönnt, seines Segens teilhaftig zu werden, und glücklich ist derjenige, dem es gelingt, wenigstens den Saum des Kleides des Wunderthäters zu küssen. Welch guten Rufes „der König der galizischen Wunderrabbiner" sich erfreut, beweist auch der Umstand, daß er täglich 50 bis 60 Telegramme und Hunderte Briefe erhält, in welchen die Absender flehentlich um seinen Segen bitten.

♪ **Pest,** 5. Juli. Nach der neuesten Volkszählung leben hier 150 000 Juden, darunter 298 Aerzte, 230 Advokaten, 52 Professoren, 20 Architekten, 45 Ingenieure, 44 Journalisten, 5 Bildhauer, 6 Opernsänger und 5 Komponisten. Auch unter den Politikern sind viele Juden von Bedeutung; im Oberhause haben zwei, in der Deputirtenkammer 9 Sitze inne, wozu noch 2 Staatsräte kommen. — Das Budget der hiesigen Kultusgemeinde beträgt fl. 354 743,44, das der Chewra-Kadischa fl. 181 556,60. — In der historischen Abteilung der Millenniums-Ausstellung befindet sich eine Thora-Rolle, die gelegentlich der Eröffnung der Ausstellung die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Die Thorarolle, 25 Centimeter hoch, umschlossen von Holz, dem Libanon entnommen, zusammengefügt aus Blätter vom reinsten Pergament und eine tadellose Schrift, deren Schwärze siegreich den Jahrhunderten — sie soll 400 Jahre alt sein — widerstanden, ist überdies mit Silberzierraten in unverfälschtem korinthischen Stile geschmückt, eine Sehenswürdigkeit nicht nur von religiöser, sondern von eminent historischer Bedeutung, deren Wert auf fl. 2000 veranschlagt wird. Einige Private erstanden die Thorarolle und machten sie der Gemeinde zum Geschenk, die sie als kostbares Angebinde dem großen Tempel übergeben wird.

⊙ **Paris,** 5. Juli. Unsere Antisemiten haben von ihren deutschen Bundesbrüdern gelernt. In Reims fordern sie durch Maueranschlag auf „zur Ehre und zum Heile Frankreichs" nichts von Juden zu kaufen. Eine ähnliche Aufforderung haben sie in einer zu Donai erscheinenden Zeitung erlassen. Ein dortiger jüdischer Geschäftsinhaber hat nunmehr die betreffende Zeitung auf Schadenersatz im Betrage von 10 000 Mk.

verklagt auf Grund eines Paragraphen des Code Napoleon, wonach jeder verpflichtet ist, den einem anderen zugefügten Schaden zu ersetzen. Die konstante Rechtsprechung in Frankreich, welche sich auf diese Bestimmung stützt, hat dort bisher ein Gesetz gegen unlautern Wettbewerb überflüssig gemacht und dürfte auch in diesem Falle genügen, den antisemitischen Helden das Handwerk zu legen.

† **Paris**, 5. Juli. Bei Gelegenheit der Ausstellungen zu Amsterdam und Bordeaux wurden folgende Herren zu Rittern der französischen Ehrenlegion ernannt: Arthur Amson, Maroquin-Fabrikant zu Paris und Paul Dreyfuß-Bing, Exporteur zu Paris. — Vergangene Woche starb zu Paris im 61. Lebensjahre Herr M. Dannhauser, Professor am Konservatorium und Ritter der Ehrenlegion. — Divisionsgeneral Hinstin, Inspektor der Küstenbewässerung, wird wegen vorgerückten Alters zur Reserve übertreten. — Der Präfekt M. Sée ist in die Kommission zwecks Reorganisierung der öffentlichen Verwaltung gewählt.

∪ **London**, 1. Juli. Aus Johannesburg kommt die Nachricht, daß es dem bekannten Goldkönig Barnato (bekanntlich unser Glaubensgenosse) trotz aller Schwierigkeiten dennoch gelungen ist, den Präsidenten Krüger zur Milde gegen die Mitglieder des Reform-Komités zu bestimmen. Wie verlautet, wird Barnato für sein erfolgreiches Eingreifen den Dank der englischen Regierung durch eine hervorragende Auszeichnung erhalten. — Die am 14. Juni stattgefundene Generalversammlung der „Yedidim" der portugiesischen Gemeinde, in welcher über die leidige Geschichte inbetreff des Ramsgater Rabbinercolleges verhandelt wurde, verlief sehr stürmisch und dauerte trotz der großen Hitze sieben Stunden. Zum Schlusse wurde mit 75 gegen 40 Stimmen für den Direktor des Colleges, Herrn Oberrabbiner Dr. Gaster, ein Vertrauensvotum angenommen.

⊕ **Petersburg**, 3. Juli. Im Ministerium des Innern sind Modifikationen in den temporären Bestimmungen vom 3. Mai 1882 für nötig anerkannt worden, welche Juden die Ansässigkeit außerhalb der Städte und Flecken, die Pachtung von Gütern und Verwaltung solcher in Vollmacht untersagen. Demzufolge hat das Ministerium von den Behörden der hierbei in Betracht kommenden Gegenden motivierte Gutachten über das bisherige Resultat dieser Bestimmungen auf dem platten Lande verlangt. Besonders müssen die Gutachten über folgende Fragen genaue Auskunft geben: 1. Wie viele jüdische Familien leben in Ortschaften, Dörfern, Ansiedlungen und Meiereien? 2. Wie viele Schänken sind in den Händen von Juden? 3. Wie viele Güter in jedem Kreise sind Eigentum von Juden?

r. **Petersburg**, 3. Juli. Die „Pet. Wiedom." teilen mit, daß der Minister des Innern bis zum Erlaß einer neuen Verordnung auswärtigen Israeliten ohne Unterschied den Eintritt in das russische Reich vom 28. Juni ab gestattet. Pässe dieser Reisenden müssen mit dem Visum der russischen Konsulate nach vorhergegangener Ermächtigung des Ministerium des Innern versehen sein.

= **Nishnij-Nowgorod**, 1. Juli. Die Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden in Rußland hat auf der Ausstellung einen eigenen Pavillon. Die Gesellschaft, welche sich die Aufgabe gestellt, vermittelst der russischen Sprache russische Bildung unter den Juden zu verbreiten, besteht bereits 32 Jahre und besitzt in allen größeren jüdischen Zentren Sektionen. Sie gründete verschiedene Schulen und erteilt bereits bestehenden Anstalten Subsidien, sie legt Bibliotheken an, zu deren Bestand hauptsächlich russische Klassiker gehören; ferner giebt sie verschiedene Werke in russischer Sprache, wie beispielsweise eine Uebersetzung des Pentateuch heraus. Der Pavillon der Gesellschaft zeigt ein Bild ihrer Thätigkeit.

---

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt: Herr S. Weinschenk von Ellingen nach Uehlfeld.

— Vakanzen: Erfelden a. Rhein. Sof. od. spät. sem. geb. Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. ca. 400 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an Meier Sternfels I. — Würzburg. Zum 1./10. Präzeptor f. d. Lehrersem. Näheres durch Bez.-Rabb. Bamberger. — Obersitzko. Sof. K. Sch. Kore. Fix. 800, Nbk. ca. 500 Mk. u. fr. Wohn. Reisek. d. Gew.

Aus dem Leserkreise.

* **§ 1552 im Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches und im Talmud.** In der Reichstagssitzung vom 26. Juni ist über diesen Paragraphen 6½ Stunden debattiert worden. Es handelt sich hier weniger um eine Rechtsfrage, als meines Erachtens vielmehr um eine Gefühlssache und zwar um ein sittliches Gefühl, ob nämlich unheilbare Geistesumnachtung als Ehescheidungsgrund anzusehen sei. Es ist daher von Interesse, zu erfahren, wie die ethische Seite dieses Gegenstandes im Talmud und dem darauf basierenden Ritualkodex Schulchan Aruch theoretisch und praktisch zum Ausdruck gebracht wird.

In der Mischnasentenz im Traktat Jebamoth p. 112 II heißt es: Ist die Frau geisteskrank geworden, dann ist eine Scheidung unstatthaft. Ist der Mann schwachsinnig oder geisteskrank, dann kann nimmer eine Scheidung stattfinden. Nach diesem Prinzip ist Schwachsinn beim Manne oder geistige Umnachtung bei einem der beiden Gatten nicht nur kein Grund zur Scheidung, sondern ein Hindernis, sodaß in diesem Falle auch dann keine Scheidung vorgenommen werden darf, wenn auch ein sonstiger Grund dazu vorhanden wäre. Wir sehen also hier die Ansicht der Majorität des deutschen Reichstages vertreten, die am 26. Juni den § 1552 in zweiter Lesung gestrichen hat.

Rabb. Dr. Aschkanaze, Straßburg.

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage des Herrn Bezirks-Rabbiners Dr. M. Rawicz in Offenburg, Baden, bei, auf welche wir hiermit besonders aufmerksam machen.

Unter Nachnahme wird die nächste Nummer unseres Blattes an die geehrten Expeditions-Abonnenten gesandt. Um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden, bitten wir, die Bezugsgebühr pro III. Quartal (Mk. 2,—) entweder bis Dienstag einzusenden oder unsere Nachnahmesendung zu honorieren.

Die Expedition, Berlin W. 57.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.

